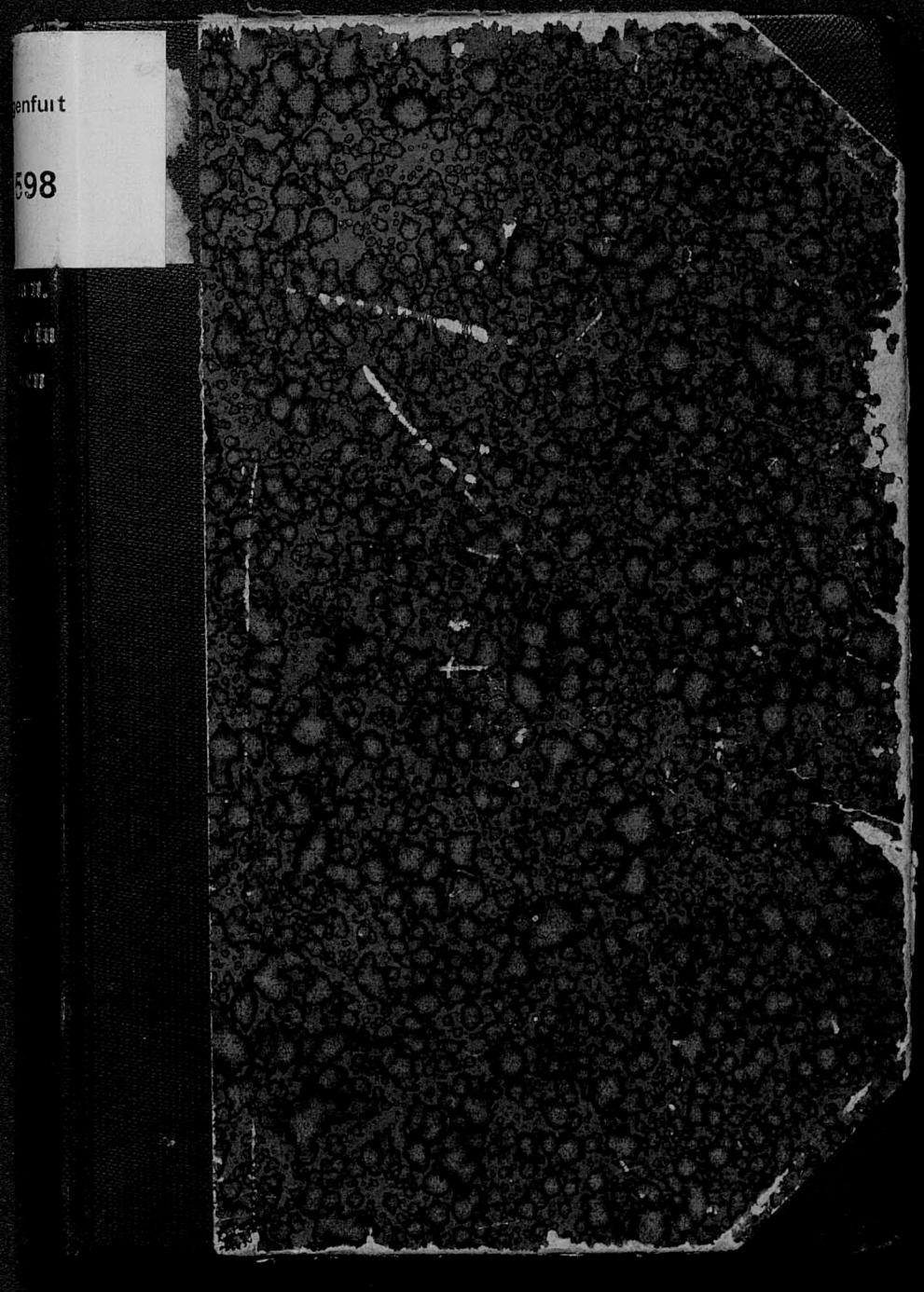


Über

Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten.

Nebst Kärntner Märchen im Anhang.

Kulturstudien

von

Franz Franziszi.

Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger.

Dritte, durchgesehene Auflage.

UB Klagenfurt
+L22278303
I 344598
I 22988
Ex. b

Graz und Wien.

Verlagsbuchhandlung „Styria".

[1908]

. . . . . mir bangt,
Ob es nicht das Beste sei,
Altheilige Sitte wahren
all sein Leben lang.

Sophokles.

K. k. Universitäts-Buchdruckerei „Styria" in Graz.

Geleitbrief.

Da ist mir ein Buch zugekommen, mit der Bitte, es in die Lesewelt einzuführen. Ich wäre im vorhinein fast zum Entschluß gekommen, die mir zugedachte Ehre und Verantwortung abzulehnen. Der Name des Verfassers war mir zwar vorteilhaft bekannt, doch mußte ich mir gestehen, daß ich mit dem Volksleben in Kärnten, so eng es sich auch an das der Steiermark schließen mag, doch nicht in dem Maße vertraut bin, um über dieses Buch eine Art Urteilspruch zu fällen, und das um so weniger, als ich selbst in meinem eigenen Werke „Das Volksleben in Steiermark" mancher Mängel mir bewußt bin, die erst allmählich verbessert werden können.

Als ich jedoch die Kulturstudien von Franziszi durchgelesen hatte, ersah ich mit Vergnügen, daß dieses Buch keiner Protektion bedürfe, und daß, wenn ich es aus freien Stücken wärmstens empfehle, es für mich leicht zu verantworten ist. Denn das Werk macht den Eindruck voller Wahrheit und Gediegenheit. Der Schilderer ist sich seiner Sache klar und in dem Bewußtsein, wie wesentlich und wertvoll sein Stoff in sich selbst ist, vermeidet er allen überflüssigen Aufputz. Die häufig in den Text eingeflochtenen volkstümlichen Lieder und Sprüche machen die schlichte

Darstellung bunt genug. Durch den nachgewiesenen Zusammenhang vieler Sitten und Gebräuche mit dem Kult und der Mythe alter Zeit gewinnt die Schilderung wissenschaftliche Bedeutung. Manche der geschilderten Sitten und Gebräuche mögen dem Uneingeweihten vielleicht sinnlos erscheinen, manche Äußerungen des Volkes geben sich als der momentanen Laune, der übermütigen Lust und seichten Possenhaftigkeit entsprungen; bei näherer Prüfung sieht man aber, daß es feststehende vererbte Dinge sind, tief begründet im Charakter und den Verhältnissen des Älplers; und als solche wirken sie nicht bloß ergötzend, sondern auch lehrreich auf uns und erwecken das Interesse an den tiefmenschlichen Zügen, die sich oft in so seltsamen Formen äußern.

Was da aus den Alpentälern des schönen Kärntnerlandes erzählt wird, ist uns anheimelnd und fremdartig zugleich; es beweist immer wieder, wie reich und wundersam es in der Volksseele lebt und webt, welch göttlichen Schatz die armen Bergbewohner in ihren Herzen bergen und wie sie unter solchem Horte gefeit sind gegen die unlösbaren Konflikte, denen der Kultursohn ausgesetzt ist und schließlich unterliegen muß. Es ist auffallend, daß gerade zu einer Zeit, die so scharf und rücksichtslos Front macht gegen Glauben und Ideal, Männer aufstehen, welche mit der Pietät und Begeisterung des Propheten die rührende Naivetät und kindliche Gläubigkeit der Weltärmsten und Weltverlassensten unter uns verkünden, ihren frohen Aufblick zu Höherem uns Zweifelnden und Verzweifelnden zeigen — als müsse von jenen urwüchsigen Kreisen, die in bester Absicht wir erheben wollen, uns Erbauung kommen.

Auch in diesem Sinne begrüße ich herzlich das vorliegende Werk, welches in der Ethnographie unserer von aller Welt nun

so lebhaft umworbenen Alpenländer gewissermaßen eine Lücke ausfüllt und uns neuerdings den Beweis erbringt, wie eng diese Länder von der Lafnitz bis zur Aar miteinander verknüpft sind und wie der gemeinsame Volksstamm noch tief und unausrottbar im Geiste der Vorfahren wurzelt.

Jeden, der mit der Unruhe des Ahasver heute durch das hochbewegte Leben hastet, lade ich ein, im Schatten dieses Stammes ein wenig zu rasten.

1879 **Peter Rosegger.**

Der dritten Auflage zum Geleite.

Der Neuauflage meiner „Kulturstudien", die schon bei ihrem ersten Erscheinen in der Öffentlichkeit recht beifällig aufgenommen wurden, sollen dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung entsprechend ein paar Worte zum Geleite mitgegeben werden.

Das Volksmärchen wechselt zuweilen auf seiner Wanderung die Form; so auch mitunter der Volksbrauch. So finden wir Varianten eines und desselben Brauches in verschiedenen Gegenden; das ist namentlich in Kärnten bei den Hochzeichtsbräuchen der Fall, die manches schmückende Beiwerk hie und da abgestreift haben; im wesentlichen jedoch hat sich nicht viel geändert, — sie bilden ein treues Bild des kärntnerischen Volkslebens.

Die in diesen Blättern geschilderten Sitten und Gebräuche leben noch heute so im Bewußtsein des Volkes und finden

eifrige Pflege in den Alpentälern, besonders im Gail- und im Mölltale.

Mögen sie in dieser neuen Auflage und neuen Ausstattung, die ihnen eine Verbreitung in den weitesten Kreisen sichert, recht viele freundliche Leser finden.

Grafendorf im Gailtal, 6. November 1908.

Fr. Franziszi.

Inhalt.

Seite

Geleitbrief III
Der dritten Auflage zum Geleite V

Aus dem Mölltale:
Die Hazer in der Pasterze 3
Der Improvisator 10
Das Nigldreschen 12
Eine Hochzeit im Mölltalle 13
Das Valisführen 23
Das Hirten- und Königs-Spiel 27

Aus dem Drautale:
Das Armensünderspiel 35
Der Klöckler-Abend 46

Aus dem Metnitztale:
Das Ringen im Metnitztale 49

Aus dem Gurktale:
Der Wettlauf in Weitensfeld 57

Aus dem Glantale:
Die nächtliche Wallfahrt 65
Brechelbräuche 72
Das Schimmelreiten 77
Das Passionsspiel 82
Der Wiesenmarkt in St. Veit 84

Aus dem Gailtale:
Sitten und Bräuche der Gailtaler 90
Das Kufenstechen 95
Die Hochzeitsbräuche der Deutsch-Gailtaler 99

Seite
Hochzeitsbräuche der Gailtaler Slowenen 104
Das Schüsselwerfen 108
Die Weihnachtszeit 111
Der Weihnachtsbaum auf dem Friedhofe 115
Die Sternsinger 118
Faschingsbräuche 123
Der Maibaum 126
Die Sonnwendfeuer 128
Begräbnisbräuche 132
Ein Schneesturm auf der Jauken 137

Märchen aus Kärnten. Dem Volksmund nacherzählt.
Schönhannchen mit dem goldenen Haar 147
Die Rotkäppchen 152
Die zwei buckligen Musikanten 156
Der Wurzelklauber 158
Das Raudale 160
Das goldene Schwalbennest 167

Volksleben, Sitten und Bräuche

in Kärnten.

Aus dem Möllthale.

Die Hazer in der Pasterze.

Tiefe Welteinsamkeit herrschte vor Zeiten im Alpentale von Heiligenblut. Erst durch die Reisen des Kardinals Salm, durch die Naturforscher Haquet, Hoppe und Schaubach und andere ist diese großartige Hochgebirgslandschaft weiteren Kreisen bekannt geworden. Dazu kam die Erbauung des Glocknerhauses am Rande des Pasterzen-Gletschers durch die Sektion Klagenfurt des Deutschen und Österreichischen Alpenvereines. Die stetig fortschreitende Obsorge der Naturfreunde und Männer der Wissenschaft ward gekrönt durch die Eröffnung der kärntnisch-tirolischen Südbahnstrecke. Dies Hochtal wird das Chamouny von Kärnten genannt. Und in der Tat, wenn die Landschaft von Heiligenblut am hohen Zlapp, wo die Möll durch düstere Steinschluchten schäumend einen bedeutenden Wasserfall gestaltet, sich urplötzlich vor unseren staunenden Blicken erschließt: wer vermag den Eindruck zu schildern, den das Tal mit seiner grotesken Felsengruppierung, mit seinen Gletschern und hölzernen steinbeschwerten Alphütten, mit dem schlanken gotischen Bau seines Gotteshauses und der himmelanstrebenden Eispyramide des

Glockners in jedem für Naturschönheiten offenen Gemüt zurückläßt! Erhaben, großartig und eigentümlich ist der Charakter dieses wildromantischen Tales, nicht minder eigentümlich und interessant der seiner Bewohner.

Die Bewohner von Heiligenblut bilden ein in sich abgeschlossenes Völkchen, das mit der eigenartigen, der tirolischen ähnlichen Tracht das Gold der Gesinnung bewahrte. Es fällt uns in seiner äußeren Erscheinungsweise so manches auf, das wir erst dann recht zu würdigen wissen, wenn wir mit den Bergen, auf welchen seine vereinsamten Behausungen stehen, dem Klima, das diese oder jene Seite des Geistes und Herzens im Menschen besonders hervortreten läßt, mit seinen Lebensverhältnissen näher vertraut werden.

Woher, möchte man fragen, diese Entschlossenheit, Kühnheit, gepaart mit kalter Besonnenheit, diese offene derbe, kurz angebundene Sprache des Älplers, diese muntere Lebendigkeit und unerschöpfliche Laune, dabei das herzhaft Derbe in seinem Gebaren!

Betrachten wir rings umher die Natur, die ihn umgibt: die kahlen zerklüfteten Felsen, die schneebedeckte Tauernkette, die grauen durchfurchten Eismassen der Gletscher; hören wir das Rauschen der Wildbäche und Wasserfälle, der mit donnerähnlichem Rollen von den Höhen herabsausenden Lawinen, und wir werden die Antwort für einen Teil der Frage gefunden haben.

So wie die Natur in ihrer wilden Zerklüftung und Rauheit ist auch der Mensch, der diese Natur zur Mutter hat. So ein mutiger Älpler stürzt wie ein Wildbach daher: nichts hemmt seine Kraft, Entschluß und Tat sind wie Blitz und Knall aus der Büchse vereint. Er tritt mit einer Un-

erschrockenheit und Selbständigkeit auf, die allen Gefahren Trotz bietet und die schon von zarter Kindheit an im Knaben, wenn er auf schroffem Geklippe die Ziegen hütet, herangebildet wird.

Je tiefer wir einblicken in die Lebensverhältnisse dieses Alpenvolkes, je genauer wir die Örtlichkeit durchforschen, an welche der Nerv seines Lebens geknüpft ist, um so lichtvoller, verständlicher, um so anziehender werden uns alle die Eigentümlichkeiten seines Charakters erscheinen.

Begleiten wir die Älpler am eisigen Bergpfade in die Pasterze, um sie bei einer ihrer gefahrvollsten Beschäftigungen zu belauschen! Da werden wir staunen über diese waghalsige Kühnheit, über diese Gelenkigkeit, Sicherheit und Geistesgegenwart, die sie bei Herablieferung des Alpenheues (Haziehen) von steil herabfallenden Felsenwänden an den Tag legen.

Die Zeit für diese lebensgefährliche Arbeit ist der Dezember.

Die Burschen, die sich dabei beteiligen, nennen sich Hazer. Ein solcher Hazer hat etwas Herausforderndes in Haltung und Miene. Der leichte Strohhut, um den sich eine Samtschnur mit zwei Goldquasten schlingt und der keck auf seinem Kopfe sitzt, die Lodenjacke, der gestickte Bauchgürtel, die schweren Fußeisen an den dickbesohlten Schuhen, der kurze eisenbeschlagene Stakelstock in seiner Rechten geben dem Hazer ein originelles, fast möchte man sagen heroisches Aussehen.

In der frühesten Morgenstunde, wenn noch tiefe Nacht auf den Alpen lagert, machen sich die Hazer mit der frugalen Jause, aus Brot und Käse bestehend, rottenweise auf den Weg. Die eisbedeckten Steige erhellen Laternen oder Buchteln,

die grelle Lichtstreifen ins Dunkel der Nacht werfen und die schwarzen Untiefen erkennen lassen. Nach einigen Stunden Weges, an der Briktius-Kapelle, wo die Quelle noch immer selbst in strengster Winterkälte sprudelt, im Gegensatze zum sonst so furchtbar tobenden, jetzt fast lautlosen, von starren Eismassen umklammerten Leiterfalle, an all den schneebedeckten verlassenen Sennhütten, wo sie im Sommer so gern Rast hielten, vorübereilend, erreichen sie mit Anbruch der Morgendämmerung die aufgeschichteten Heutristen und Heubehältnisse.

Nun beginnt ein reges, lebendiges Treiben unter den Hazern. Jeder will der erste am Rückwege sein, denn es gilt einen Blumenstrauß und einen gewaltigen Krapfen, Spitzkrapfen benamset, zu erringen. Dieser Lohn wird dem zu Teil, der das erste Heufuder in die Tenne eingeführt. Da balgen sie sich und rufen und jauchzen, daß ein tausendfaches Echo in den winterlich stillen Bergen erwacht. Wenn das Alpenheu auf Schlapfen (Schlittenkufen) gebunden, schaukelt der Sieger mit seiner duftenden Beute triumphierend über das eisüberzogene Plattich (Schiefergestein) herab; dann folgen die übrigen nach und so sieht man eine lange Reihe von Heufüderchen wie schwarze Punkte an den blendendweißen in die blaue Luft hineinragenden Schneewänden herabgleiten. Es gehört eine eigene Geschicklichkeit dazu, das Heu so fest mit Weidenruten zusammenzuschnüren, daß nichts bei der luftigen Abfahrt verloren geht.

Noch mehr Geschicklichkeit fordert die Abfahrt selbst. Der Hazer, der an der Vorderseite des Füderchen sitzt, hat die ganze Last mit seinem Rücken aufzuhalten, während seine Füße in beständiger Bewegung sind, um so wie seine mit dem Stakelstock bewaffnete Rechte dem Fuder über alle

gefährlichen Abhänge die gehörige Wendung zu geben. Zur Verhinderung der Überwucht hält ein ebenso bewaffneter Rückhalter mit aller Kraftanstrengung an einem um den Leib geschlungenen Seile das Heufuder zurück. Sonderbar erscheinen die Gesten dieser Rückhalter, welche bald fast am Boden liegend, bald sich an die Schneeflächen hinlehnend, bald einen Felsvorsprung oder einen aus dem Eise hervorlauschenden Wacholderstrauch erfassend, die in die Tiefe sausende Last in beständigem Gleichgewichte zu erhalten suchen. Dieser Rückhalter muß ein verläßlicher, kräftiger Hazer sein, denn in seinen Händen liegt oft das Leben des Leiters.

Nicht selten geschieht es, daß aus Unachtsamkeit des Rückhalters der Vorderhazer oder beide über den Felsen hinabschnellen und in einer unzugänglichen Schlucht ihr Grab finden.

Am Wege in die Pasterze fällt unser Auge auf ein Marterl. Dies ist ein hölzernes Kreuz mit einem schlicht gemalten Bild, das uns einen solchen Unglücksfall ins Gedächtnis ruft. Wie das Bild andeutet, soll ein Hazer vor Jahren mit seinem Heufuder aus Unvorsichtigkeit des Rückhalters von der hohen Wallnerwand herabgestürzt sein, und im steinichten Bett des Pasterzenwildbaches sein Leben eingebüßt haben. Beide liebten ein und dasselbe Mädchen, der unglückliche Hazer nahm es zum Weib, und das Volk bildete daraus nach seiner Art einen Roman.

Um für die Überstehung solcher Gefahren die Hazer einigermaßen schadlos zu erhalten, wird unterdessen eine reiche Mahlzeit bereitet. Krapfen und Strauben in Hülle und Fülle werden schon am Vorabend gebacken. Nach vollendetem Tagewerk wieder frei aufamtmend, setzen sich die Hazer zu Tisch

und lassen das Gefühl des Frohsinns desto voller hervorquellen. Wenn die schlaffen Glieder in der Fülle von Krapfen und Strauben, Knödeln und Kraut sich gekräftigt und die trockenen Kehlen mit dem beliebten Kartoffelgeist sich befeuchtet haben, entspinnt sich unter ihnen ein heiteres, von Lachen und Jauchzen unterbrochenes Geplauder über alle Erlebnisse des Tages. Da wird dem Sieger, der den Spitz davontrug, der Vorrang bestritten, als wäre ihm nie der Erfolg zu teil geworden, wenn nicht diese oder jene Umstände ihm den Sieg in die Hände gespielt hätten. Und dies geschieht mit einer von naturkräftigen Scherzen gewürzten Laune und mit übermeisternder Redseligkeit. Dabei macht die blankgefegte Zinnkanne die Runde und gießt neuen Brennstoff in die Gemüter, daß der Frohsinn hell auflodernd mit gesprochenen Worten sich nicht mehr begnügend, in munteren Gesangstrophen erklingt. Wenngleich dieser Gesang zu jener Modulation und Weichheit, wie sie dem steirischen Alpengesange so eigen, nicht hinanreicht, ist er doch ein Ausdruck der gesteigerten Freude froher Seelen.

Das Haziehen in der Pasterze gestaltet sich zu einem förmlichen Volksfest. Fast das ganze Tal beteiligt sich daran, was bei günstiger Witterung zwei bis vier Tage dauert. Wenn die Hazer die Heufuder in die Niederung herabgeliefert, werden diese auf Schlitten geladen, mit grünen Fichtenzweigen geziert und mit Pferden oder Zugochsen ins Dorf hinabgeführt.

Ein großer Heuvorrat der besten Sorte wird in den Sommermonaten an den Alpenwiesen nahe den vegetationslosen Eisfeldern gewonnen und aufgespeichert, welcher erst bei schneebedeckten Wegen ins Tal herabbefördert werden kann. Die

Mahd dieses Alpenheues ist an vielen Stellen mit Lebensgefahr verbunden. Da gibt es Triften, die auf steilen Felsenwänden in schiefer Ebene sich hinziehen. Ein unvorsichtiger Tritt, ein leichtes Ausglitschen am kurzbegrasten Wiesenboden kann einen tödlichen Abfall zur unvermeidlichen Folge haben. Daher geschieht die Mahd dieser Alpenpartien mit aller möglichen Vorsicht. Ein langes Seil wird um die Hüften des Mähders geschlungen und an einem sicheren Orte befestigt, die Schuhe werden mit Fußeisen bewaffnet, um sich so vor dem „Abwalgen" zu sichern.

Mit welcher Kraftanstrengung und Lebensgefährdung muß der Mölltaler seinen kargen Lebensbedarf der stiefmütterlichen Natur im Hochgebirge abtrotzen! Und bei all diesen Mühen und Beschwerden, bei allen Gefahren, die er zu überstehen hat, ist der Älpler lebensfroh, mutig und von der heitersten Laune. Im vertrauten Umgang mit der Natur gewöhnt er sich allmählich an alle Gefahren und Beschwerden und fühlt sich auf seinen Bergen viel heimischer und glücklicher als mancher Flachländer in seinen von Saatfeldern wogenden Ebenen. Wie ein Kind die Mutter, liebt er den felsigen Boden, der ihn so kümmerlich nährt. Er hängt mit solcher Anhänglichkeit an seiner Alpenwelt, daß eine Trennung vom heimatlichen Herde das bittere Gefühl des Heimwehs in seinem Herzen erregt.

Der Improvisator.

An den von Edelweiß überwucherten, von Nigritellen duftenden, sanft anschwellenden Hügeln der Alpenregion, wo der Ton der Atmosphäre in eine tiefere Bläue übergeht, wo die Quellen eine angenehmere Frische atmen, zieht Friede und Freude in die Menschenbrust ein, daß sie auffjauchzt in frohen Gesängen. Die Alpen sind die Wiege, sind so eigentlich die Heimat der Lieder.

Auch der schlichte Bewohner der Alpenabhänge, die an die Eisgelände des Pasterzengletschers sich anschmiegen, liebt und übt den weithin hallenden Gesang. Häufig kommen im Gebiete des Mölltaler Hochlandes Natursänger vor, die selbst schöpferisch auftreten und mit ihren munteren Liedern im geselligen Kreise von Freunden die Räume der hölzernen Schenkstube, wie die reinen freien Lüfte der Berge beleben. Auffallend ist es, mit welcher Behendigkeit, mit welcher Präzision sie von ihnen vorgetragen werden. Ihr ganzer Körper regt und bewegt sich. Man könnte Mimik bei ihrem Gesange studieren.

Auch Improvisatoren sind keine seltene Erscheinung. Wie die Wasserperlen aus einem sprudelnden Bergbrunnen, springen und klingen die improvisierten „G'sangln" oft stundenlang fort.

Der Ort, welcher diese Volkspoesie besonders anregt, ist der Tanzboden. Hier findet der Ehrgeiz dieser Volkspoeten zugleich seine entsprechende Zuhörerschaft versammelt.

Wenn die Paare lustig im Tanze sich drehen und alles im tollsten Treiben dahinsaust, daß der aufwirbelnde Staub die betauten Fensterscheiben bedeckt, stellt sich der Improvisator mit seiner Gesponsin am Arme zum Orchester des Tanz-

lokales hin. Die ländlichen Tonkünstler, die Absicht des Burschen erratend, machen plötzlich eine außergewöhnliche Pause. Die kreischenden Violinen verstummen und mit ihnen zugleich das rhythmische Gepolter der Bergschuhe.

Der Bursche trägt eine Gesangstrophe aus dem Stegreif im gewöhnlichen „Ländlerton" vor. Die unterbrochene Musik fällt rasch wieder ein; alles rast und tobt im Tanze fort wie zuvor.

Die improvisierte Gesangstrophe war ein herausfordernder, hingeworfener Fehdehandschuh. Der Gegner findet sich bald und ein Liederkampf beginnt, getragen von unerschöpflicher Laune und naturkräftigem Witz.

Die Musik schweigt zeitweise in abgerissenen Pausen, welche die Strophen der sich bekämpfenden Burschen ausfüllen. Die bedächtige Miene, die am Boden haftenden Augen, die verhaltene Freude, wenn er sein G'sangl beisammen hat, charakterisieren in der tanzenden Kette den Improvisator.

Reimen nennt man diesen Liederkampf im Mölltale.

Eine Probe dieser Volkspoesie:

Ein Zimmermann: I kenn enk an' Buam
Der wirkt 's tags zwoa Ellen,
Aft müaßen siebz'g Nattrer
Die Webnester zählen.

Ein Weber: Du darfst mit mein' Weben
Heut nit gar z'viel scherzen,
Bau dir lieber a Gimpelnest
In der Pasterzen.

Der Zimmermann: Daß i a Gimpelnest taat bauen,
Dös kennt grad wohl sein,
Aft wonn i an's taat bauen
Waarst du z'erst drein.

Das Nigldreschen.

Wenn der Herbst kommt, füllen sich die Scheuern des Landmannes mit dem Erntesegen und das Dreschen beginnt. Das taktmäßige Gepolter der Drischeln (Dreschflegel), das man schon von fern vernimmt, ist ein charakteristischer Ton einer Herbstlandschaft.

Im Mölltale ist das sogenannte Lichtdreschen gebräuchlich. Bald nach Mitternacht, um ein oder zwei Uhr, wird es im Hause lebendig und Knechte und Mägde finden sich nach kurzer Nachtruhe auf der Dreschtenne ein, wo die einförmige harte Arbeit beim matten Schimmer einer Stallaterne bis zum Grauen des Morgens fortgesetzt wird. Das dauert zwei bis drei Wochen.

Sobald das Dreschen seinem Ende naht und die letzten Schober unter die Dreschflegel geworfen werden, da fliegen die Drischel in hastiger Eile; und mit dem letzten Schlag, der an der Tenne verhallt, beeilt sich jeder und jede, die Drischel so schnell als möglich an ihren Platz zu hängen. Der Langsamste wird mit frohem Gejauchze als der Nigl begrüßt und mit einem aus Stroh geflochtenen Kranze geschmückt. Alle Gegenwehr ist da vergeblich, denn es ist eine hergebrachte Sitte, welcher sich der Betreffende ohne viel Sträuben unterwerfen muß. Die komische Situation eines Nigl macht ungemein viel Spaß und bringt Leben und Freude unter die mit harter Arbeit überhäuften Älpler.

Während der Mahlzeit wird gelacht und gescherzt; der Nigl aber darf nicht am Tisch erscheinen, sondern hat seinen Platz unter diesem, wohin ihm einige Brocken zugeworfen werden.

Aber ihn erwartet noch eine größere Demütigung und Schande. Vor dem Hause hält mit Lärmen ein Zug von Leuten, die einen oder mehrere Nigl bereits an einem langen Seile führen. Nach einigem Aufenthalt wird auch der neue Nigl ins Schlepptau genommen, wie die übrigen mit Kuhglocken, Ketten, Fuchsschwänzen u. s. w. behangen und unter dem Geneck von groß und klein fortgezogen. So geht's durch das ganze Dorf und die nächste Umgebung, bis man alle Nigl am Seile hat und bald darauf auch der Umzug und mit ihm für diesmal das Nigldreschen endet.

Eine Hochzeit im Mölltale.

Um die Eigentümlichkeiten des Mölltales näher kennen zu lernen, müssen wir uns auf den Weg machen, wenn die Schneehülle über Berg und Tal ausgebreitet liegt, die Wasserfälle zu dünnen Fäden zusammenschrumpfen oder sich in kolossale, in allen Farben-Nuancen schimmernde Eisgerüste verwandeln, wenn der Flugschnee durch die enge Dorfgasse wirbelt. Da ist freilich der landschaftliche Charakter des Tales verhüllt; aber desto lebendiger tritt der seines Volkes hervor.

Im Hochsommer zerstreuen sich die Älpler über die hohen Bergwiesen, wo sie sich mit der Heumahd und Pflege der Rinder beschäftigen, oder sie arbeiten auf den Feldern, wo sie im Frühjahre den von der steilen Leiten (Berglehne) herabgeschwemmten Humus in Rückkörben wieder hinauftragen müssen. Um sich diese überaus anstrengende Arbeit zu erleichtern, bedient sich der Älpler einer eigenen mechanischen Vorrichtung, in einer Art Flaschenzug bestehend, der am

obersten Teile des Ackers angebracht wird. Um das Rad läuft ein Seil, an dessen einem Ende ein Rollwägelchen und am andern die ziehende Kraft, gewöhnlich ein Knecht, im günstigsten Falle eine Melkkuh oder ein Saumpferd angespannt wird. So rollt das Wägelchen mit den schweren Lasten lustig auf und nieder; selbst der Dünger wird auf diese Weise nach den höher gelegenen steilen Ackerparzellen hinauf befördert.

Erst der Winter rückt die Älpler traulich zusammen. Wir finden sie beim Lichtdreschen auf der Tenne, in der Spinnstube oder Rauchkuchel, dem eigentlichen Konversationsraum in den Alpen, mit Strohhut- oder Korbflechten oder anderen häuslichen Arbeiten beschäftigt; aber er führt sie auch zuweilen hinaus in die eisigen Bergschründe, wo wir sie bei der Herablieferung des Alpheues, beim Fällen des Holzes, beim Taxenschnatzen — so nennt man hier das Abhauen der Äste von den Fichtenstämmen, die als Streu für die Stallungen verwendet werden — in den dichten Forsten beobachten können; da zeigt sich erst recht ihre kräftige Alpennatur, aber desto froher jauchzt der Älpler auf, wenn das Tagewerk vollendet ist. Er dünkt sich ein König bei seinem frugalen Mahle von Munken (geröstetes Gerstenmehl) und Schmalz.

Doch erweitert sich das frugale Mahl bei besonderen Gelegenheiten zu förmlichen Festessen, wo Krapfen und Strauben, Blateln und Hirschg'stäng, Knödel und Speck als Leckerbissen aufgetischt werden. Der Glanzpunkt aller Festlichkeiten jedoch, wie sie im sozialen Leben des Älplers vorkommen, ist und bleibt die Hochzeit. Sie ist da noch mit vielen Förmlichkeiten wie mit Arabesken umrankt, da werden alle künstlerischen Kräfte der Alpen in Anspruch genommen.

Vor Jahren nahm schon die Brautwerbung einen poetischen Anlauf:

Der Brauthirt klopft an der Tür.

Der Wirt in der Stube ruft: Wer da!

Brauthirt: Gut Freund!

Wirt: Was ist euer Verlangen heunt?

Brauthirt: Wir sind unser zwei, drei, vier,
Halten an um ein Nachtquartier.

Wirt: Hier ist kein Wirtshaus für fremde Leut,
Wer weiß, was ihr für Kerle seid;
Tür und Tor ist schon verschlossen,
Wer jetzt kummt, wird über'n Haufen g'schossen.

Brauthirt: He, he, Herr Wirt, nit gar so kökt,
Mit 'n ersten Wort hat uns niemand derschrökt.

Wirt: Wonn ihr wollt durch fremde Länder reisen,
Müßt ihr Brief und Paß aufweisen —
Und das ist noch nit gnua,
Das kaiserliche Siegel g'hört auch dazua.

Brauthirt: Das hätt ich mir nit gedacht,
Daß ich sollt kemm' vür a so scharfe Wacht.

Wirt: Ihr seid truzige Köpf, ich kenn enk gnua,
Brave Leut lenken wol ehender zua.

Brauthirt: Bei recht braven Wirten und Bauersleuten
Darf man nit so lang um die Herberg streiten.

Wirt: Nun so weist euren Paß und sagt, wer ihr seid,
Seid ihr Bürger oder Bauersleut?

Brauthirt: Wir sein kane Bürger, noch Bauer,
Wir kommen von Sachsen, sein Mühlsteinhauer.

Wirt: Da wird's enk mit eurer Hantierung wohl betriegen,
Werd's kan' guten Mühlstein kriegen.

Brauthirt: Deswögen seimer nit verzagt,
Bei enk hab mer an' gut'n Löger derfragt.
Wir han an' Lafen, der wird enk taugen,
Jetzt tut's uns gehn lassen, enkern Löger anschaugen.

Wenn der Handschlag gegeben und alles in Richtigkeit ist, geht man ans Laden der Hochzeitsgäste. Die Braut ladet ihre, der Bräutigam seine Verwandten ein. Die Braut kennzeichnet das rote, um den Hutgupf geschlungene Band. Der Ladmann, der sie begleitet, ist eine auffallende Erscheinung. Jung und alt drängt sich ans Fenster oder lauscht an der Türspalte, wenn er stolz in seinem bis an die Knöchel reichenden schweren Lodenmantel dahinschreitet; von seinem überschwenglich mit künstlichen Blumen ausstaffierten Hute flattern farbige Bänder, statt des Alpenstockes trägt er einen Hirschfänger mit blankem Griff, als ob er die Braut durch ein feindliches Lager zu führen hätte.

Das Laden in einem Gebirgstale ist keine so leicht zu lösende Aufgabe. Die Bauerngehöfte liegen gewöhnlich weit voneinander entfernt auf steilen Gehängen, die durch die Schneemassen bergan sich schlängelnden Pfade sind schmal, steil und stellenweise mit Glatteis bedeckt, so daß man ohne Bewaffnung der Schuhe mit stacheligen Fußeisen kaum fortkommen kann.

In früheren Zeiten hatte ein solcher Lader, der übrigens ein findiger Kopf sein muß, einen ganzen Schwall von Reimsprüchen herabzuleiern, aus welchem man die Einladung wie einen winzigen Kern herauslesen konnte; nun spricht er ganz einfach, wenn er in die Stube tritt:

Af'n Suntag af's Kranzelpint,
Af'n Montag af die Hochzeit. —

Die Tage der Woche verfließen wie Minuten; schon ist der Faschingsonntag da. Die Brautleute werden zum letzten Male von der Kanzel herabgeworfen, — der hier übliche Ausdruck für Verkünden. Die Braut hat noch so manches zu schaffen, um ihre Siebensachen in die gehörige Ordnung zu bringen, wenn ihr auch ihre höchst einfache Toilette, die einer Jungfrau im Flachlande oft die ganze Hochzeitsfreude verbittert, wenig Sorgen macht. Die Mölltaler sind schlichte Leute, in deren Behausungen noch keine Mode-Journale Eingang gefunden, sie halten ihre alte, freilich nicht besonders kleidsame, aber für die rauhe Gebirgswelt ganz praktische Tracht, wie sie solche von den Vorfahren überkommen haben, noch immer in Ehren.

Doch die im Wirtshause zu treffenden Veranstaltungen für dies sinnenberauschende, fröhlich heitere Volksfest nehmen alle Hände in Anspruch: Es wird gefegt und gescheuert, gewaschen und gebügelt, gesotten und gebraten, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, da herrscht eine ruhelose, geschäftige Hast. — Die Tische für den Hochzeitsschmaus müssen oft aus allen Nachbarhütten zusammengeschleppt werden, weil die Anzahl der Gäste sich nicht selten auf hundertundzwanzig Personen und darüber beläuft; bald fehlt dies, bald jenes. Mit dem Tanzsaal ist man freilich bald fertig: ein einfacher Holztisch, ein paar ungepolsterte Lehnstühle bilden das Orchester, und etliche Wandleuchter mit ihren Talgkerzen sind bald aufgenagelt.

Sonntag abend findet das Kranzelpint statt. Wenn wir uns ein wenig beeilen, kommen wir noch zu dieser gleichsam die Vorhochzeit bildenden Abendunterhaltung, an der sich jedoch meist Dienstboten beteiligen, im Hause der Braut zurecht.

Schon von weitem her schallt der gellende Ton der Klarinette. Die kleinen Fensterscheiben der aus den Schneemassen zwischen dicht bereiften glitzernden Fichten vor uns auftauchenden Alpenhütten sind heute ungewöhnlich hell beleuchtet. Älpler und Älplerinnen mit Gundeln (Tragkörben) am Rücken begegnen uns am eisigen Pfade, als ob es noch spät abends zur Mühle ginge.

Was soll das bedeuten?
Es sind Weissatleut.

Nach einer schönen, in wahrer Nachbarlichkeit wurzelnden Sitte werden den Brautleuten im Mölltale beim Beginne ihrer Wirtschaft, um ihrem Hausstande ein wenig auszuhelfen, vor der Hochzeit allerhand aus Zerealien, Butter, Käse bestehende Geschenke (Weissat) gebracht, welch ein eigens dazu bestellter Schüsselschreiber übernimmt und in die Kemmaten stellt, wo Spitzkrapfen, Blateln und Hirschg'stäng aufgeschichtet liegen. In die leeren Körbe oder Schüsseln werden dann Zetteln mit den Namen der Geschenkgeber gelegt, um sie dann den Eigentümern wieder zurückzustellen.

In der Stube geht es recht lustig her. Schon während des gewöhnlich aus Speck und Knödeln bestehenden ländlich-sittlichen Mahles führen einzelne Paare ihre fast pantomimischen Tänze auf, wobei sie es, wahrscheinlich der vielen Unebenheiten des Bodens wegen, nicht für nötig halten, die klirrenden Fußeisen abzuschnallen. Der hoch aufwirbelnde Staub sinkt als Ingwer in die ohnedem pikanten Gerichte.

Die Valisführer bilden einen eigenen Tisch. Sie haben die Aufgabe, den Valis, den buntbemalten Brautkasten, in der Nacht bei grellem Buchtelschein in das Haus des Bräutigams zu überführen. Ein tüchtiger, mit Proviant und En-

zianflaschen beschwerter Korb, die Valisführerjause, wird ihnen mit auf den Weg gegeben.

An der Grenze der Ortschaft wird eine „Klause", eine aus frischen Fichtenstämmen improvisierte Mautschranke errichtet, wo der Valis angehalten und ein dramatischer Schwank abgespielt wird, den wir im nächsten Abschnitt ausführlich schildern.

Nach diesem höchst originellen Schauspiel unter freiem Himmel öffnen sich die Schranken und die Valisführer ziehen unter frohem Gejauchze, das vielstimmig in den Bergen verhallt, mit dem Brautputz weiter.

Am Hochzeitsmorgen versammeln sich die geladenen Gäste im Hause der Braut und des Bräutigams, wo sie entsprechend traktiert werden. Eine Verteilung von Blumen an die Gäste ist hier nicht üblich, obschon die Gebirgsbewohner besondere Blumenfreunde sind, höchstens daß sich eine Älplerin ein grünendes Sträußchen hinter das Ohr steckt. Bevor es zur Kirche geht, findet die Abbitte statt. Die Braut, im Begriffe, das elterliche Haus zu verlassen, bittet ihre Eltern noch um Verzeihung für alles Leid, das sie ihnen vielleicht verursacht hat; doch weil sie in diesem bewegten Augenblicke der Worte kaum mächtig, hält der Ladmann in ihrem Namen eine längere oder kürzere Rede an die Eltern und bittet sie schließlich um den elterlichen Segen, und wenn die Braut dann auf ihre Knie niedersinkt und Vater und Mutter ihre zitternden Hände segnend über sie ausstrecken, da bleibt kein Auge tränenleer.

Nach diesen Präliminarien setzt sich endlich der Zug in Bewegung. Er kündigt sich schon von fern durch Pistolenschüsse und fröhliches Gejauchze an. Den Vortrab bildet die Dorfmusik-Kapelle im echten Mölltaler Kostüm. Wie be-

hendig der Geiger trotz Kälte und Frost die Fiedel streicht, wie gewaltig sein Nachbar die Klarinette ertönen läßt, hinter ihnen brummt die Baßgeige, die ein stämmiger Älpler an einem breiten Gurte trägt! Die Bergpfade sind eisig und holperig. Wer soll sich wundern, wenn der Baß zeitweise aus dem Takt kommt? Die an diesen Vortrab sich anschließenden lebensfrohen, muskelstrammen Burschen in schweren Lodenmänteln und blumenbekränzten Hüten haben ohnedies keine Zeit, sich an den Takt der kreischenden Holzinstrumente zu halten, sie haben vollauf zu tun, um ihre Pistolen zu versorgen, zur Unterhaltung eines fast ununterbrochenen, mit ihren die ganze Tonleiter durchlaufenden Jubelrufen gemischten Lauffeuers, um so durch ihren bacchantischen Lärm den entlegensten Hütten der Alpen das freudige Ereignis des Tages zu verkünden. Aus diesen Tirailleuren des Hochzeitszuges blickt uns der Schalk der Fastnacht entgegen, während man aus den Mienen der Nachfolgenden die Wichtigkeit und den Ernst des feierlichen Aktes herauslesen kann. Neben dem Brautführer mit dem Hirschfänger an der Seite, den er selbst in der Kirche nicht ablegt, sondern zeitweilig unter dem Lodenmantel hervorblitzen läßt, schreitet bedächtigen Schrittes die Braut im braunen, fest unter dem Kinne geschlossenen Lodenkleide. Der einzige Schmuck, den sie trägt, ist das rote, um den Hutgupf geschlungene Band. Ihr folgen die Beistände und der lange Zug der übrigen Gäste.

Leuchtend aus dem Kranze der übrigen Bergkuppen blickt der gewaltige Glockner auf das freudige Treiben am Kirchplatze nieder und der Tauernwind treibt sein neckisches Spiel mit dem Flitterwerk an den Hüten der Hochzeitsleute, die sich an den Steinstufen drängen, welche in die Vorhalle

der herrlichen gotischen Kirche hinabführen. Völlig den Atem verlieren die Leute bei dem plötzlichen, im engen akustischen Alpentale ein wundervolles Echo wachrufenden Böllergekrache, da diese metallenen Freudenherolde gleich bei der Kirche an der Friedhofsmauer losgebrannt werden.

In der Kirche wird der Johannis-Segen getrunken und ein originelles Hochzeitslied abgesungen. Dann geht es in derselben Ordnung wieder ins Wirtshaus.

Die Mutter der Braut darf bei der Trauung nicht zugegen sein, es ist das eine althergebrachte Sitte. Sie war bei der Taufe auch nicht dabei.

Der Hochzeitsschmaus währt bis tief in die Nacht hinein. Alle Gemächer und Stuben des Wirtshauses sind mit Älplern und Älplerinnen überfüllt, es summt wie in einem Bienenschwarm. Im „Hoppestübchen" haben sich die Dorfmagnaten niedergelassen. Ein frischer Blumenstrauß schmückt ihren mit weißen Linnen gedeckten Tisch. Daneben in der aus Holz gezimmerten „Schullerstube" entbrennt der Tanz und die unermüdlichen Dorfvirtuosen vermehren noch den sinnverwirrenden Lärm. Am Tanzboden konzentriert sich die Hochzeitsfreude; das belebende Element desselben ist der Improvisator, der da seine durch den Augenblick der Situation angeregten herausfordernden „G'stanzln" zum besten gibt. Da steht der alte Ditt, der für heute seinen roten Brustlatz mit den grünen Hosenträgern wieder einmal zur Schau trägt, seelenvergnügt in Mitte der jugendlich aufsprossenden Generation und lächelt im Bewußtsein seiner vielen bei solcher Gelegenheit errungenen Siege still in sich hinein, denn er war seinerzeit ein Improvisator, wie kein zweiter mehr aufsteht, und wußte als Tonangeber durch seine launigen Ein-

fälle der Heiterkeit immer neue Anregung zu geben. Wer weiß, ob er nicht heute, trotz seinen grauen Haaren, der Gewalt der Tonwellen nachgibt und sich in den Wirbel der jungen Welt hineinreißen läßt! —

Der idyllisch-heitere Charakter dieses Alpenfestes wird nicht leicht durch rohe Exzesse getrübt. Wohl geschieht es, wenn die Köpfe einmal warm werden, daß hier und dort ein heftiger Wortstreit sich entspinnt, der jeden Augenblick in einen Faustkampf umzuschlagen droht. Der Streit wird jedoch bald ausgeglichen und selten kommt es zu Tätlichkeiten. Manchmal erscheint der feierliche Klang der Aveglocke als Friedensvermittler; sobald er an das Ohr der lärmenden Streitbolde schlägt, herrscht plötzlich lautlose Stille; ein Älpler betet laut den Abendsegen, die übrigen beten nach, und wenn schon mit dem Worte Amen der Lärm und Streit aufs neue beginnt, als ob er gar nicht unterbrochen worden wäre, nimmt er doch gewöhnlich eine scherzhafte Wendung. Der Streitpunkt ist bald vergessen und ein lustiges Lied, das ein Älpler rechtzeitig anzustimmen weiß, bringt wieder alles in das rechte Geleise.

Frühzeitig machen sich die Neuvermählten auf den Heimweg. Die Spielleute geben ihnen eine Strecke Weges das Geleite.

Wenn sie endlich oft nach beschwerlichem Marsche die einsame Behausung erreichen, da finden sie Tür und Tor verschlossen. Der Braut wird als einer fremden Person der Eintritt in das Haus verweigert. Erst nach einem mit derben Witzen gewürzten Dialog zwischen dem Geleitsmann des neuen Ehepaares und einem der Hausinsassen wird die Pforte geöffnet. Das Dienstpersonal erscheint, übergibt der Braut einen Bund Schlüssel oder eine Türschnalle und begrüßt sie in freudigster Stimmung als neue Herrin des Hauses.

Das Valisführen.

Am Fuße der Dabor, wo die Wildbäche der großen und kleinen Fleiß sich vereint in die Möll stürzen, liegt der Weiler Pokhorn mit der altersgrauen Kirche St. Martin in schweigsamer nächtlicher Ruhe. Jeder Laut menschlicher Tätigkeit war verstummt, selbst das tagsüber rastlose Geklapper der Mühlen an den felsigen Uferabhängen des Fleißnerbaches war eingeschlafen, nur das Getöse des Möllfalles tönt lauter in die Einsamkeit der in stillem Ernst versunkenen Alpenwelt.

Da entfaltet sich vor einem Gehöfte des Weilers, hart an der Straße, der über den Zlapp nach Heiligenblut führt, ein geschäftiges Treiben. Der Platz vor der Hütte wird von den Schneemassen gesäubert. Zwei Fichtenbäume scheinen wie von selbst sich von der Dreschtenne herab zu bewegen. Die an den Bäumen ziehenden Burschen halten Kopf und Rücken unter den dichten Ästen verborgen. Diese Bäume werden kreuzweise über den Fahrweg an den Wipfeln zusammengebunden, mit bunten Tüchern dekoriert und bilden eine Klause, die den Weg absperrt. Ein alter Tisch und eine Bank aus der Gesindestube werden vor der Klause zurecht gestellt. Alle diese Vorkehrungen geschehen mit solch einer Behendigkeit, daß das unwirtliche Terrain vor dem Hause fast wie mit einem Zauberschlage zu einem Tempel Thaliens umgeschaffen erscheint.

Jetzt kommt die Klausenwache. Diese besteht aus Burschen in Militäruniform mit dem Hauptmann, den dreistülpigen Sturmhut mit dem flatternden Federbusch auf dem Haupte, den Musketiersäbel an der Seite. Auch der Schalksnarr, der eine Reihe von Kuhglocken um die Hüften trägt, hat eben

seine Toilette beendet und hüpft in tollen Sprüngen aus der Rauchstube des Alpengehöftes, die als Garderobe benutzt wird, klingend ins Freie. Von allen Seiten kommen schaulustige Älpler herbei.

Während Spieler und Publikum zum Schauspiel unter freiem nächtlichen Himmel sich rüsten, saust der Tauernwind über die der Holzdächer vereinsamten Alpenhütten hin, verweht die Zaunwege, verstopft wie ein boshafter, neckischer Kobold mit vollen Händen die offenen Fensterlucken mit Flugschnee, schüttelt die Frostgebilde von den gesenkten Zweigen der Erlengebüsche und schleudert sie in die freudestrahlenden Gesichter der Menge; doch der künstlerische Drang und die Schaulust der Älpler können weder durch Frost und Kälte noch durch Sturm und Schneegestöber eingeschüchtert werden.

Schlagend aufeinander fallende Pistolensalven erschüttern die Luft und die Wände der Alphütte, daß die runden Fensterscheiben in der Bleifassung klirrend erbeben.

Der Brautputz kommt.

Es ist Sitte im Mölltale, daß die Braut von ihren Angehörigen einen gewaltigen mit Arabesken und Phantasieblumen bunt bemalten Kasten, den Valis, zur Ausstattung erhält, worin sich Wäsche und Kleidungsstücke befinden. Dieser Kasten wird von kräftigen Burschen, die man Valisführer nennt, unter Jubel und Gesang zu dem vor dem Haustor harrenden Schlitten hinausgetragen, um ihn sicher und wohlbehalten in die Behausung des Bräutigams zu befördern. Die Braut sieht mit feuchten Augen zu. Der Gedanke, den elterlichen Herd verlassen zu müssen, scheint schwer an ihrem Herzen zu liegen. Ihre Angehörigen bekränzen den Valis mit frischen Fichtenzweigen und schmücken ihn mit den Symbolen

der Häuslichkeit. Ein neues Spinnrad, mit Rocken und Flachs versehen, wird mit einem roten Bande obenan festgeknüpft. So beladen fährt der Schlitten, vom Jubel der eben zum „Kranzelbint" versammelten Gäste begleitet, am einsamen Bergpfade weiter.

Ein Schlittengespann mit dem oben geschilderten Brautputze klingelt durch die Gasse der Alpenhütten unserem nächtlichen Schauplatze zu.

Hell flammen die Buchteln (Holzfackeln) in den Händen der Valisführer, die in ihrer Sonntagstracht, mit Sträußchen an den Hüten, dem Brautschmuck das Geleite geben.

Immer näher kommt der Zug. Endlich langt er an der grünen Klause an, die ihm den Weg absperrt.

Ein mutiger Bursche wirft sich in die Zügel des tobenden Pferdes. Die soeben freudig überraschte Zuseherschar weicht erschrocken zurück.

Äolus erhebt sich am eisigen Lehngestühle der Tauernkette und spielt eine brausende Ouverture zum Beginn.

Ein gewandter, zungengeläufiger Älpler aus dem Zuge der Valisführer stellt sich in heroischer Haltung vor die rauschende Fichtenpforte, um den Wortkampf mit dem Klausenwächter, der ihm ein barsches Wer da entgegenruft, aufzunehmen.

Klausenwächter: Wer kommt bei später Nacht
Allher auf unsre Wacht?

Valisführer: Mit Jungfrauwar und Heiratspracht
Kommen wir auf eure Wacht.

Klausenwächter: Es muß verbotne Ware sein,
Weil ihr nicht fahrt bein Sonnenschein.[1])

[1]) Der vollständige Text findet sich in des Verfassers Werkchen: Alpenfahrten.

In ähnlicher Weise spinnt sich der in Knittelversen abgefaßte Dialog mit immer größerer Lebhaftigkeit fort.

Die lauschende Menge beobachtet und verfolgt mit gespannter Teilnahme jede Bewegung, jede Miene, jedes Wort, das gesprochen wird.

Während dieses Wortstreites schläft der Hauptmann, der behaglich am Tische sich hinlehnt und sein müdes Haupt auf zwei dickleibige Folianten stützt, die als Gesetzbücher dienen. Im Traume noch hält er die Weinflasche, die ihm zu Häupten steht, instinktmäßig umklammert. Neben der Weinflasche befinden sich auf der Tischplatte die Kanzleirequisiten, ein Suppennapf, eine dreifüßige durchlöcherte Aschenpfanne, einige Holzspäne in Ermangelung von Gänsekielen.

Doch der Streit wird immer ernster. Der zornentbrannte Valisführer ruft:

Ihr dürft uns nicht lange spetzen,
Wir hauen euch gleich zu Fetzen.

Schon blitzt und knallt es aus den drohenden Pistolenläufen, der Hauptmann jedoch läßt sich in seinem Schlummer nicht stören. Alle Versuche, ihn aufzumuntern, sind fruchtlos. Halb wachend, wie im Traume, bewegt er die Lippen:

Zu Haus schlaf ich ruhig und in der Still,
Hier träumt mir von Kriegsheeren viel.

Ein heftiger Schlag auf die Tischplatte, daß die Kanzleirequisiten erschrocken aufhüpfen, bringt ihn endlich zur vollen Munterkeit.

Den tragischen Ernst dieser Szene mildern die komischen, jede Wendung des Streites begleitenden Glossen des Schalknarren, der jeden seiner Witze durch ein schallendes Geläute der um seinen Leib geschlungenen Kuhglocken ankündet.

Der Hauptmann hält, mit der Weinflasche liebäugelnd, einen kurzen Monolog und erhebt sich dann zur Schlichtung des Streites, der noch eine geraume Zeit fortwährt; — bis endlich nach Entrichtung der Mautgebühr dem Schlittengespann die Klause geöffnet und der ganze Schwank, nach der drolligen, am schneebedeckten Dache der Alphütte abgehaltenen Faschingpredigt mit nachstehendem Epilog beschlossen wird:

Jetzt machen wir den Freudenb'schluß,
Auf keiner Seiten ein Verdruß,
Ich stecke ein mein Schwert und Degen
Und wünsche euch viel Glück und Segen.

Das Hirten- und Königsspiel.

Die von hohen Gebirgszügen eingeengte Talschlucht, durch welche die aus den mächtigen Eisschollen der Pasterze abstürzende Möll ihr Gletscherwasser führt, war seit jeher ein besonders günstiger Boden für religiöse Volksspiele. Ihre Lebensquelle, der christliche Sinn, der die schlichten Bewohner des Mölltales charakterisiert, das tiefe religiöse Gefühl, fließt da noch in voller Kraft.

In diesem abgeschiedenen Hochtale hört man noch im Advent, wenn Frost und Kälte und der in dichten Massen aufgehäufte Schnee das gesamte Hausgesinde in die vereinsamten Hütten zusammendrängt, in den niederen Rauchstuben zum Schnurren der Spinnräder allabendlich die einfachen Melodien der Weihnachtslieder anstimmen. Alles lebt sich in die heilige Zeit hinein, oder wird vielmehr von ihrer Weihe zu dieser ernstlichen, feierlichen Stimmung erhoben. Ergreifend

klingen die einfachen Weisen ans Herz, wenn man in winterlicher Stille vorüberzieht an den von Schnee und Eis umstarrten Alphütten und am dunklen Himmelsgrunde die Sterne allmählich zu funkeln beginnen.

In graue Lodenmäntel gehüllt, wandern da noch die „Sternsänger", als echte Repräsentanten der volkstümlichen Gesinnung, von Haus zu Haus, auf eisigen, gefahrvollen Bergsteigen bis zu den höchst gelegenen Hütten. Wenn der transparente Stern an der langen Stange in die Vorlaube oder in die Stube des Älplers hineinleuchtet und die monoton fortlaufenden Strophen des Weihnachtsliedes beginnen, da lauscht sein Ohr, da bebt vor Freude sein Herz. Und wenn die Könige im grauen Lodenkleid weiterziehen mit der kargen Gabe, die sie empfangen, da sieht er noch lange wohlgefällig dem schimmernden Sterne nach und freut sich, als hätte er die Heiligen drei Könige selber bewirtet.

Abgeschlossen von den Bergen erhält sich hier der christliche Sinn. Daher darf man sich draußen in der indifferenten Welt der Großstädte nicht wundern, daß das schlichte Volk im Mölltale die religiösen Spiele zu allen Zeiten mit so großer Vorliebe pflegte und noch heutigestags mit voller Begeisterung aufnimmt. Mögen anderweits diese tief im christlichen Charakter des Volkes wurzelnden, aus seinem innigsten Bewußtsein hervorgegangenen Spiele belächelt werden und all ihren Reiz verlieren, im Mölltale ist dies nicht der Fall.

Ein feierlicher Ernst ergreift das Gemüt des Mölltalers, wenn er die heilige Geschichte in lebendigen Bildern dargestellt sieht. Helle Tränen stehen oft in seinen Augen, wenn er das Christkindlein am Strohlager in der Krippe erblickt. Diese religiösen Vorstellungen sind mit dem Volksleben innig ver-

schmolzen. Darsteller und Zuseher, sie *leben* in der Handlung, die vorgestellt wird, und letztere nehmen lebhaften Anteil daran. Keine anspruchsvolle Kritik schmälert ihren theatralischen Hochgenuß.

Die Orts-Musikanten locken mit ihrer volltönigen Posaune die schaulustigen Älpler zum Beginn des Spieles.

Es ist drei Uhr nachmittags. Die Schaustube, deren kleine Fenster mit Teppichen verhängt sind, um das Tageslicht abzuhalten, füllt sich mit Schaulustigen. Der Vorhang aus gestreifter Leinwand schwebt schon in banger Erwartung, alle die Herrlichkeiten, die er jetzt noch verdeckt, zu enthüllen.

Endlich erklingt das Glöcklein. Die Musik verstummt und der Vorhang fällt nieder.

Ein Älpler in seiner gewöhnlichen Sonntagstracht erscheint auf der Bühne. In einem kurzen Prolog, wie er bei Volksspielen üblich, sucht er die Zuseher in die Handlung einzuführen, zur Geduld und Aufmerksamkeit zu ermuntern.

Man erfährt da vom Prologus, daß heute das „Hirten- und Königsspiel" aufgeführt wird.

Das ländliche Publikum, welches sich auf Bänken und Tischen zurechtgesetzt hat, bleibt noch eine geraume Weile in lautloser Spannung.

Wie man bemerkt, wird der Vorhang bei Eröffnung der Szene nicht aufgezogen, sondern nach altherkömmlicher Sitte herabgelassen, was während der Dauer des Stückes sehr oft zu geschehen pflegt. Darum erscheint auch die Handlung in einzelnen Bildern, und dem Zuseher bleibt es überlassen, das Ganze in gehörigen Zusammenhang zu bringen.

Bei Beurteilung dieser „G'spiele" dürfen allerdings die trockenen Theorien der Ästhetik nicht zum kritischen Maßstab

dienen. Es sind naturwüchsige Produkte, in eigentümlicher Auffassungsweise dem Herzen des Volkes entsprossen. Gleichwohl vereinen sie alle Elemente der dramatischen Kunst. Da finden wir Ernst und Scherz, das einfache Lied mit dem Chor, ja sogar Duette, Terzette und Rezitative aneinandergereiht. Diese „G'spiele" sind fast durchgängig nach Manier der Meistersänger in Reimen geschrieben.

Doch die Szene steht schon eine Weile geöffnet.

Maria, an einem Betschemel kniend, singt eine Ariette in Form eines Gebetes mit gefalteten Händen. In der Tat eine seltsame Stimme! — zu rauh für ein Weib, zu weich für einen Mann. Und doch ist es ein Mann, der die Maria in falschen Locken darstellt.

Belustigend war es, als ein neugieriger Älpler in der Maria seinen Nachbar erkannte und in freudiger Überraschung beim Namen rief. Allein bei dem im Anschauen vertieften Publikum rief dieser komische Zwischenfall, den ich selbst erlebte, nicht die geringste Störung oder Äußerung des Mißfallens hervor.

Der Engel Gabriel erscheint mit der frohen Botschaft und singt das:

„Ave Maria, jungfräuliche Zier!"

Nach dem Englischen Gruße, der vor einigen Dezennien noch sinnbildlich mit beweglichen Holzfiguren in Lebensgröße im Gotteshause dargestellt wurde, drängt sich Josef der Zimmermann, mit dem Werkzeugbehälter am Rücken, das Längenmaß in der Hand, hinter den Szinezen (Kulissen) hervor:

„Sooft ich Maria erblicke,
Erscheint sie mir in einem andern Geschicke."

Seine Bedenken sind jedoch bald gehoben. Der Engel Gabriel rauscht zu ihm heran und eröffnet ihm die Sendung Marias, die gleichzeitig mit hervortritt.

Josef fällt ihr zu Füßen und bittet sie um Vergebung. Sie aber reicht ihm liebreich die Hand.

„Steh auf, du liebster Josef mein,
Verziehen soll dir alles sein."

Die Zwischenakte sind mit passenden Weihnachtsliedern ausgefüllt, die auch in der Weihnacht am Chor gesungen werden.

Ein blinder Geiger, den man vor Beginn des „G'spiels" an der Hand in eine Ecke der Schaustube führte, stimmt seine gute, alte Violine und akkompagniert den von einer männlichen und weiblichen Stimme ausgeführten Wechselgesang. Wenn er im vollen Schwunge ist, mischen sich herzhaft die Posaunen darein, bis es wieder klingelt und der Vorhang niederfällt.

Ein Handwerksbursche mit der leeren Flasche in der Tasche, ein Prachtexemplar des neunzehnten Jahrhunderts aus diesem Genre — als ob er sich zufällig auf die Bühne verirrt hätte — nimmt sich vor den Toren von Bethlehem gar possierlich als Zeitgenosse Herodes aus.

„Lauf den Platz wohl auf und nieder,
Bettel 's Brot, verkauf es wieder."

Ein Wirt kommt zum Vorschein. Der Handwerksmann, der um Herberge bittet, wird natürlich abgewiesen, da er keinen Kreuzer in der Tasche hat.

Diese Episode war übrigens nicht überflüssig, denn sie bildet den Übergang zur folgenden Szene, in der Maria und Josef in gleicher Weise vom brutalen Wirte abgefertigt und unbarmherzig in seinen Stall hinausgewiesen werden.

Nach diesen Vorspielen beginnt das eigentliche Hirteng'spiel. Es ist der Glanzpunkt der ganzen Handlung und wurde mit Naivetät und Natürlichkeit durchgeführt. Die Gesangstücke, die mit dem Dialog abwechseln, geben dem Ganzen Frische und Heiterkeit. Ein Bild des Schäferlebens, voll Unschuld und Einfalt, entfaltet sich in ungeschminkter Wahrheit vor unseren Blicken.

Die Figuren dieses Bildes, die handelnd auftreten, sind drei Hirten. Ihr Kostüm ist ganz nach Art der geschnitzten Männlein an der Krippe, die man zu Weihnachten in jeder Alphütte aufgestellt findet, vom dunklen Grün der Tasen (Fichtenzweige) überschattet.

Ein Hirt, im freien Felde auf einem Baumstrunke sitzend, beschäftigt sich mit Ausbesserung seiner Joppe (Oberkleid), wozu er immense Rokokobrillen auf die Nase steckt. Sein langer Schäferstab lehnt an der Seite. Zu diesem gesellen sich zwei andere Hirten. Bald entspinnt sich unter ihnen ein Wechselgesang voll Leben und Laune.

Die heilige Nacht bricht an und die Hirten strecken sich behaglich auf dem Boden nieder.

„Buam, leg'n mer uns zan Schafen
Woll'n a wenig schlafen,
Kummt der Wolf, stiehlt uns a Lamm,
Helf' mer holt alle zam,
Holt er ans, so seis in Gott's Nam'."

Seltsame Töne, Kuckuckrufe, sollen den Gesang der himmlischen Heerscharen andeuten.

Eine Engelsstimme läßt sich vernehmen:

„Auf, ihr Hirten, kommt herbei
Und verlaßt die Schäferei."

Das Hirtenkleeblatt liegt unbeweglich auf dem Boden. Endlich erhebt sich einer und ruft im Halbschlaf, sich die Augen reibend:

„Umma, treib umma die Haplan[1]) za mir,
I hab nit dar Weil, umme z'gehn za dir."

Während der Engel hinter der Szene das Gloria singt, erwacht bald der eine, bald der andere der Hirten vom Schlafe, und ihre Ausrufe sind ebenso drollig als naiv. Doch als ein Engel im Phantasiekleide, mit angehefteten Flügeln aus Pappe, urplötzlich vor ihnen steht, und einer der Hirten verwundert aufblickt und den Engel mit der absonderlichen Titulatur: du g'flügelter Bua! anspricht, findet die Einfalt und Naivetät ihren vollsten Ausdruck.

„Wia kummt mar denn zan Kindl dazua,
Sag an, du g'flügelter Bua?"

Die Hirten eilen zu der Krippe und opfern ihre Geschenke:

„I bring dir in an' Kibel a Schmalz,
Und i in aner G'statel a Salz."

Dieser Hirtenszene folgt das etwas ernstere Königsg'spiel. Herodes tritt auf in seiner vollen Pracht, den Herrscherstab in der Hand, die strahlende Krone von Rauschgold auf dem Haupte, über das sich der Purpur eines Thronhimmels wölbt. Sein Schritt ist gemessen, stolz seine Haltung, jedes seiner Worte atmet Herrschsucht.

Der Gebieter von Judäa steht leibhaftig vor uns und verdient um so mehr unsere Anerkennung, wenn wir bedenken, daß der Darsteller keine andere Bildung als die eines schlichten Landmannes genossen.

[1]) Lämmer.

Ein Trompetenstoß kündet die Ankunft der Heiligen drei Könige bei Herodes an.

Nun bewegt sich die Handlung Zug für Zug nach der heiligen Geschichte, selbst die Worte sind daraus entlehnt, nur in urwüchsige Reime gebracht.

Es würde zu weit führen, all die Bilder ausführlich zu schildern, als da sind: die Anbetung des Kindes vor der Krippe, die Geschenkbringung der Weisen, die Flucht nach Ägypten u. s. w., wie sie der Reihe nach im Evangelium erzählt werden. Es mag genügen, diese einzelnen Züge aus dem Ganzen hervorgehoben zu haben.

Aus dem Draukale.

Das Armensünderspiel.

Ein großer Reichtum von Liedern und geistlichen Volksspielen, den Blüten des geistigen Lebens im Volke, wie sie durch die Wärme des Herzens unter dem Schnee des Winters hervorsprossen, ist in dem von Dr. Karl Weinhold herausgegebenen Werke: „Weihnachtsspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" aufgespeichert und geschichtet. Den Festschimmer herzlicher Freudigkeit, die muntere Beweglichkeit, die friedliche, poetisch gehobene Stimmung des Volkes in der heiligen Weihnachtszeit werden da lebensvoll geschildert. In diesen volkstümlichen Geistesprodukten findet man bei aller Einfachheit und oft Rauheit der Sprache eine solche Tiefe des Volksgemütes, eine solche Glaubensinnigkeit und naive Natürlichkeit, daß unser Interesse mit jeder Blattseite sich steigert. Auch die mit der heiligen Weihnacht, der Wintersonnenwende, den Zwölfnächten u. s. w. verbundenen Anschauungen, Meinungen, Sitten und Gebräuche des Volkes werden im Weinholdschen Werke, einem beachtenswerten Beitrag zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes, eingehend besprochen und vielseitig beleuchtet.

Auch Kärnten hat viel dazu beigesteuert. Zweiundvierzig Lieder, bemerkt der Herausgeber in seinem Vorwort, gebe er hier, die, mit Ausnahme eines schlesischen, aus Steiermark und vornehmlich aus Kärnten sind.

Unsere heimatlichen Berge sind reich wie an Sagen und Märchen, so an eigentümlichen mannigfachen Gebräuchen, an Liedern und Volksspielen. Die heranströmenden Wogen der Zivilisation haben freilich schon vieles davon weggespült. Bei dem alles nivellierenden Geiste unseres Jahrhunderts dürften nach wenigen Dezennien die letzten Spuren der alten Zeit und mit dieser die letzten Überreste der eigentümlichen Poesie des Volkslebens verschwinden. Wir wollen darüber nicht klagen; eine neue Zeit bringt neue Sitten und neue Bewegung ins Menschendasein. Bedeutsames bleibe erhalten.

Nur in den weltabgeschiedenen Gebieten der Alpen, wo dieser poetische Schmuck die einzige Würze des in sich abgeschlossenen ärmlichen Lebens ausmacht, kann diese Quelle des harmlosesten Vergnügens so bald nicht versiegen. Da wird man noch immer die Sternsänger in ihren Lodenmänteln von Haus zu Haus wandern sehen. Die einfachen, herzlichen Weisen der Weihnachtlieder werden erschallen, dem Valis mit dem aufgebundenen Spinnrad und mit dem grellen Schimmer der Buchteln wird man wie bisher das Geleite geben, die Klause aus frischen Fichtenstämmen über den steilen Bergpfad aufschlagen. Zu den Volksspielen wird sich noch immer ein dankbar lauschendes Publikum einfinden.

Der Älpler hat eine besondere Vorliebe für dramatische Spiele. Von Zeit zu Zeit erfaßt ihn eine eigene Sehnsucht, ein künstlerischer Drang regt sich in seiner Brust. Die ver-

gilbten Manuskripte werden aus dem modernen Schrank, in welchem sie so lange verborgen gelegen, wieder hervorgeholt, memoriert und nicht ohne Geschick in Szene gesetzt. Da gibt es zu tun und zu schaffen; allabendlich werden die Proben abgehalten. Der Küster, gewöhnlich die alles belebende Seele, muß seine kunstentwöhnte Hand zur Übertünchung der Kulissen und Kurtinen wieder in Tätigkeit setzen, wobei ihm der Schweiß oft in hellen Perlen von der Stirn träuft; jung und alt muß da zusammenhelfen.

Doch die Kunst geht nach Brot. So wanderte einmal in der heiligen Zeit eine Truppe von dramatischen Künstlern, den Thespiskarren vor sich herschiebend, längs den Fluten der Möll von einer Dorfschaft zur andern, um für eine kärgliche Gabe ihren Gesang und ihr Spiel auf einer Tenne, auf offener Straße oder in der beschränkten Räumlichkeit einer Rauchstube zum besten zu geben.

Auf ihrer Rundreise berührten sie zuweilen auch das an der Grenze des Mölltales gelegene Pfarrdorf Pusanitz. Dieser Ort hat eine ungemein freundliche Lage. Mit Vergnügen verweilt das Auge, von der Großartigkeit der Natur, die ihm da an der Pforte der kärntischen Schweiz mit ihren gewaltigen Bergesriesen entgegentritt, und der malerischen Pracht der Landschaft überrascht, an den stattlichen Häusern, die an eine mit Fruchtbäumen bedeckte Anhöhe um das altehrwürdige Gotteshaus, eines der ältesten in Kärnten, sich schmiegen. In einer bedeutenden Höhe über diesem Dorfe erblickt man an einer kahlen Felsenkrone des Trebach, eines Ausläufers des bis ins Lisertal sich erstreckenden Hünersberges, ein kleines Kirchlein, der heiligen Jungfrau geweiht, das schon in weiter Ferne die Aufmerksamkeit des Touristen auf

sich zieht. Ehemals eine unscheinbare Kapelle, vermutlich die Schloßkapelle der alten Hohenburg, deren Ruinen zwischen Gestrüppe und Föhrenbäumen noch jetzt sichtbar sind, erhielt das Kirchlein seine jetzige Gestalt erst in neuerer Zeit. Auf dem Plateau vor dieser Kirche genießt man eine herrliche Aussicht über das klassische Lurnfeld. Man erblickt da die drei historisch denkwürdigen Linden in der Nähe der „Blutmulden" mit der altersgrauen Magdalena-Kapelle, den bewaldeten Hügel der Pfarre St. Peter in Holz, auf welchem zur Zeit der Römerherrschaft das feste Kastell der weitläufigen Stadt Tiburnia stand und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts von Aquileja aus das erste Bistum in Kärnten gegründet wurde. Weiterhin ist der freundliche Marktflecken Spittal mit der imposanten Burg des Fürsten Porzia sichtbar. Man übersieht auch einen Teil des Möll-, Drau- und Millstätter Tales, aus welchem die glänzende Fläche des Sees heraufleuchtet.

Über alles Menschengetriebe erhaben ist diese Kirche mit ihrer Waldeinsamkeit, ihrer feierlichen, durch keinen Laut aus der Tiefe des Tales unterbrochenen Ruhe und Stille so recht eine Stätte heiliger Andacht. Wenngleich das Jahr hindurch nur wenig besucht, ist sie doch in der Fastenzeit, wenn an ihren sonnigen Höhen der Frühling sich regt und die Anemone hepatica in schattigen Gebüschen ihre blauen Augen aufschlägt, während die Sohle des Tales und die Bergkuppen ringsum noch das weiße Kleid des Winters an sich tragen, der Sammelpunkt einer großen Volksmenge, die aus den benachbarten Bergen und Tälern zu Fastenandachten sich einfindet. Diese günstige Gelegenheit benutzend, um ihren Künstlersold einzuheimsen, erscheint auch die wandernde Ge-

sellschaft aus dem Mölltale. Neugierde weckend schwankt der Karren mit den abgetragenen Garderobestücken und Habseligkeiten beladen daher.

Wir wollen versuchen, das bewegte Volkslebensbild, wie es sich an einem heiteren Fastenmorgen an diesem das Land weithin beherrschenden Höhenpunkte vor unseren Blicken aufrollt, in wenigen flüchtigen Zügen zu schildern.

Wenn die letzten Klänge der Glocke verhallen, da entfaltet sich auf dem freien Platze vor der Kirche ein reges Treiben. Dichte Scharen drängen über die siebenundneunzig steinernen Stufen, die zum Portal der Kirche führen, herunter; um die mit den beliebten Fastenbroten gefüllten Körbe entspinnt sich ein lebhafter Kampf. Den Raum vor der Kirche begrenzt eine niedere Mauer, mit massiven Steinplatten bedeckt. An derselben lagert sich jung und alt, um mit Muße die Natur im Sonnenglanze zu beschauen. Manch altes Fernrohr, vielleicht noch ein Erbstück des Urgroßvaters, kommt da wieder zu Ehren, das der Sehkraft des Auges nachhelfen soll. Die kühne Jugend läßt sich über die steilen Abhänge des Felsens hinab, um einige Zweige des Efeus zu erbeuten, der an diesen Felswänden reichlich wuchert.

Doch unten im Gehöfte des Hohenburgers, nächst dem Heidenloch, einem nun halb verschütteten unterirdischen Gange, da füllt sich die Stube mit Gästen. Der Weg nach Hause ist weit und beschwerlich, an manchen Stellen mit Glatteis bedeckt, eine Stärkung tut daher not. Die Wirtin hat vollauf zu tun. Kräftige Gestalten vom hohen Treibach und Hünersberg, mit ihren grauen, grün aufgeschlagenen Lodenjoppen drängen sich um die Tische, und während ein altes Mütterchen in einer Ecke der Stube einen unschädlichen Kaffee in

stiller Zurückgezogenheit schlürft, erquicken sich diese mit klarem Hollundergeist und schäumendem Gerstensaft.

Inmitten dieses Getümmels erscheint ein als Engel gekleideter Knabe von kaum zwölf Jahren, mit Flügeln aus Pappe und einem aus rohen Haselstäbchen zusammengefügten Kreuze. Mit zitternder Stimme bittet er um die Erlaubnis, ein „Spiel" aufführen zu dürfen. Die Unschuld leuchtet aus seinen Augen.

Niemand erhebt Einsprache.

Wir werden's machen, so gut wir's können.

Damit eilt er, sich durch das Gedränge der die Stube allmählich füllenden Gäste hindurch windend, wieder ins Freie.

„Platz gemacht", ruft mit derber Stimmer ein Älpler, der sich nach diesem Kunstgenuß lange schon gesehnt. Alle sind voll gespannter Erwartung.

Derselbe Knabe, als Soldat gekleidet, mit einem mächtigen Sturmhut, der ihn fast zu Boden drückt, den blanken Degen in der Hand schwingend, zeigt sich in der Stubentür. — Die Leute weichen zurück, so gut es gehen mag; aber der freie Raum ist doch noch immer so beschränkt, daß der kleine Krieger seine Gesten in etwa moderieren muß, um nicht den Nächststehenden unbequem zu werden.

Hastig auf- und niederschreitend, beginnt er einen langen Monolog, von dem man nur zuweilen ein verständliches Wort hören kann.

Ich bin noch jung an Jahren,
Aber in Sünden wohl erfahren,
Der Tod kriegt mich noch nicht,
So wenig als Gottes Gericht;
Ich glaub nit, daß ich sterben muß,
Drum greif ich noch nicht zur Buß.

Ich hab noch viel Gut und Geld,
Frisch leb ich auf der Welt;
Wenn ich ka Geld und Gut mehr hab,
Laß ich von meinen Sünden ab.

Während dieses Monologs war der Teufel mit einer furchtbaren Larve, deren untere Kinnlade sich stets bewegte, eine schwere Kette um den Leib geschlungen, leise und unmerklich herbeigeschlichen. Bei seinem Erscheinen entsteht ein allgemeines Gelächter; während die neugierig lauschende Jugend sich ängstlich zu verbergen sucht, ruft er plötzlich mit kreischender Stimme:

Recht hast du!
Nur so fortgetrieben,
Und auf dieser Welt geblieben,
Dann bist du mir gewiß . . .

Aller Augen sind nun auf ihn gerichtet, alles ergötzt sich an seinen wunderlichen Sprüngen, in dem von Tabaksqualm dampfenden schwülen Gemach wird es nun stiller. Das laute Gerede verstummt, mancher Zecher läßt sein Glas sinken und wendet seine ganze Aufmerksamkeit auf das „G'spiel," das nun immer mehr und mehr an Interesse gewinnt.

Ein vom Goldflitter schimmernder Engel und ein Schäfer mit einem Hirtenstabe treten auf. Ein Wechselgesang beginnt, der einige schöne Stellen enthält und seine Wirkung auf manches Herz nicht verfehlt.

Unterdessen breitet der geschäftige, nie ruhende Teufel ein Tuch auf dem Boden aus, das ihm an Schwärze gleicht, indem er vor sich hin murmelt:

Ha! wenn mir das Ding tät g'raten,
Hätt ich wohl an' guten Braten!

Der früher so jugendkräftig auftretende Soldat, der während der letzten Szene vom Schauplatz verschwunden war, kommt nun wieder zum Vorschein. Aber welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen! In einen fadenscheinigen Mantel eingehüllt, fröstelnd, als hätte ihn ein Fieber ergriffen, keucht er daher, mit tief ausgeholten Seufzern wirft er sich auf das ausgebreitete Tuch nieder. Der Teufel hüpft vor Freude in die Höhe und kauert sich dann mit satanischem Grinsen neben ihn hin. Er weiß seine Rolle vortrefflich zu spielen.

Zu was ist die Buß?
Dazu ist noch Zeit — Juchhe!

Ein liebliches Mädchen im weißen faltenreichen Linnenkleide, das ein blauer Gürtel um die Hüften zusammenhält, tritt hinter den Gardinen des Bettes, das einen beträchtlichen Teil der Stube einnimmt, hervor. Es ist der Schutzengel des im Todeskampfe ringenden Sünders. Besorgt neigt der Schutzengel sich über ihn, während er ihm mit weicher, flehender Stimme zuruft:

O Schäflein, liebes Schäflein mein,
Folge doch dem Hirten dein,
Ich suchte dich mit Schwitz und Schweiß,
Mir war die Sonne nicht zu heiß,
Die Kälte schreckte mich nicht ab,
Bis ich dich nun gefunden hab!

Aber die Einflüsterungen des bösen Geistes, der ihm ins Ohr raunt:

Los nicht auf, was er dir sagt,
Er macht dich gar noch kleinverzagt,
Gib ihm lieber einen Fußtritt
Und geh mit ihm keinen Schritt...

haben einen viel gewaltigeren Einfluß auf den Sünder, der dann wirklich seinen guten Geist mit dem Fuße unbarmherzig zurückstößt.

Nun entspinnt sich zwischen dem Schutzengel und dem Teufel ein lebhafter Wettstreit, der bald in gesprochenen, bald in gesungenen Versen einige Zeit fortdauert.

Die Wirtin schreitet mit frisch gefüllten Bierkrügen mitten durch die Szene. Doch das stört nicht im mindesten die gespannte Aufmerksamkeit. Das Spiel nimmt seinen regelmäßigen Verlauf.

Endlich erscheint eine stattliche Gestalt mit verbundenen Augen. Es ist die Gerechtigkeit. In der einen Hand hält sie die Wage und in der andern das Schwert. Sie stellt sich zu den Füßen des sterbenden Sünders, dem nun die Reue ins Herz kommt. Ein weißes Sacktuch, womit er seine Augen bedeckt, wird von Bußtränen durchnäßt. Sein Schutzengel hebt es auf und dem Teufel wird angst und bang, hat er doch sein auserwähltes Opfer schon an dem langen Haken seiner Kette befestigt.

Nun gilt es den letzten Angriff zu wagen. Wieder wird es lautlos still in der Stube. Urplötzlich erhebt sich der Teufel in seiner ganzen Größe, zieht aus seiner Brusttasche eine Papierrolle hervor, rollt durch eine geschickte Bewegung seiner schwarzen Tatze, sie vor sich hinschleudernd, diese auf, so daß der ellenlange mit mannigfachen Sünden beschriebene Papierstreifen bis an den Tisch der Zecher hinflattert, die erschreckt zusammenfahren.

Ich hab gleich von Anbeginn
In mein Register geschrieben.
Man findet alles treu darin,
Was Schlechtes er getrieben!

Die Hoffartsünd, die erste Sünd,
Ist über alle Maßen,
Es ist ein Spott wohl über Gott,
Sich so hoffärtig aufzublasen!
Unkeusche Sünd gar viel man find't,
War ganz dem Fleisch ergeben,
Der Geiz, wie es mir gut bekannt,
Mit dem war er gar eng verwandt;
Fluchen, schwören, das konnt er gut,
Das war sein meistes Leben . . .
Diese und noch andere Sünden . . .
Wie kann er noch Vergebung finden . . .
Einhundertfünfzigtausend ist die Zahl!

Nach dieser langen, fast atemlosen Deklamation sich im teuflisch vertraulichen Tone zum Sünder wendend:

Siehst du deine Brocken! —

wirft er die wieder zusammengefaltete Sündenliste in die eine Wagschale, die nun tief niedersinkt.

Der Schutzengel legt in die andere eine Rolle, worin seine guten Werke verzeichnet stehen.

Das ist ein hübsches Ding,
Aber doch noch viel zu g'ring,

meint der Teufel, während er mit seiner beweglichen Kinnlade ein triumphierendes Geklapper aufschlägt.

Ich hab noch etwas in die Wage zu legen,
Ein Tuch mit Tränen der Reue benetzt.
Das wird wohl schwerer als die Sünden wägen,
Und ich siege dennoch zuletzt! —

spricht der Schutzengel, und er legt das Tuch in die Wagschale.

Das überwiegt auch die bösen Werke weitaus.

Der Teufel wendet sich mit einer Grimasse unwillig ab und läßt seine Hände lässig herabsinken, während er seinen Rachen weit aufsperrt. Einer der Nächststehenden reicht ihm seinen Bierkrug hin, den jener mit zorniger Gebärde zurückweist.

Eine allgemeine Heiterkeit spiegelt sich in den Mienen der Zuschauer.

Der Knabe hatte während der Schlußszene seinen Geist aufgegeben und lag regungslos da. Nun erwacht er rasch wieder zum Leben und mischt sich unter die Gäste, die ihn reichlich bewirten. Der Teufel aber verläßt mißmutig die Stube.

Dem Volk gefällt das „G'spiel" über alle Maßen. Wenn sich in früheren Zeiten sogenannte Gebildete unter den Zuschauern einfanden, machten sie freilich ihre Glossen darüber, konnten aber gleichwohl in dieser rohen Schale den guten Kern und den Umstand nicht in Abrede stellen, daß diese theatralische Unterhaltung in sehr primitiver Form oft mehr wirke als eine Predigt. In neuerer Zeit jedoch wissen die besseren Stände das Volkstum, die Sitten und Bräuche besser zu würdigen, weil das Licht wissenschaftlicher Forschung auch über diese fast unbekannten und unbeachteten Schätze volkstümlicher Eigenart sich ergossen hat.

Der Klöckler-Abend.

In den rauhen Advent-Abenden flüchtet jung und alt in die behagliche, warme Stube. Draußen gibt es Schnee in Hülle und Fülle und eine Kälte, daß alles erstarrt. Bald hier, bald dort knarrt es im Gebälk, während das monotone Geklapper der Mühlgänge unter den anschwellenden Eismassen verstummt. Der Ziehbrunnen in der Mitte des Dorfes ward, um nicht zu Eis zu werden, bis über seine Blechhaube in einen dichten Strohmantel gehüllt. Ein scharfer Nord saust über die Giebeldächer, zeitweise ganze Wolken von Flugschnee mit sich durch die Lüfte führend. Glänzen die Sterne am nächtlichen Himmel noch so schön und spiegelt sich der Mond in Miriaden von Eiskristallen, kein Mensch sehnt sich ins Freie. Man rückt beim Ofen näher zusammen, die Spinnräder schnurren. Scherz und Spiel und lustige Geschichten verkürzen den langen Abend.

Da pocht es in später Stunde geheimnisvoll an den mit Eisblumen überzogenen Fensterscheiben. Die Leute in der Stube schrecken auf. Ihre Phantasie war eben den Zauberbildern eines Märchens gefolgt, das die alte Muhme wie aus dem Flachswickel herausspann.

Nun kommt es gar an die Haustür.

„Geht, geht, macht's auf, es sind die Klöckler, sie sollen bei uns nicht so vorübergehen", ruft die geschäftige Alte.

Die Hauspforte ist bald geöffnet. In der Vorlaube hört man Tritte und ein leises Flüstern.

Endlich erhebt sich eine weiche jugendliche Stimme, der mehrere andere begleitend sich anschließen.

In der Stube ist nun alles still. Nur die Spinnräder schnurren weiter. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschen alle der volkstümlichen Weise, die wir, wie folgt, hier wiedergeben:

Heint is der heilige Klöckler-Abend,
Den Gott der Herr erschaffen hat.
Wir wünschen dem Bauer an' guldenen Hof,
Zwa rücklate Ochsen, zwa zikate Schof;
Wir wünschen der Bäurin an' guldenen Herd,
Aft daß sie kann kochen, was ihr Herz nur begehrt;
Wir wünschen der Tochter a guldenes Radl,
Aft daß sie kann spinnen a gar a feins Fadl;
Wir wünschen der Dirn a guldene Stiag'n
Und af jeden Stapfl a Kind in der Wiag'n;
Wir wünschen dem Knecht a guldene Zongan,
Aft daß er a kunat den Himmel darglangan;
Wir wünschen den Kindern an' guldenen Tisch,
Af allen vier Ecken an' bratenen Fisch . . .
Wir hören die Schüssel schon klingen,
Paßt's auf! die Frau Muatter wird uns was außerbringen.

Der glimmende Kien am Spannhalter wirft einen düsteren Schimmer über die altertümlichen Möbel der Stube und die frohen Gesichter, an welchen man die aufflammende Röte der Freude oder vielleicht der Verlegenheit beim Absingen der Reime kaum bemerken kann.

Die Alte war gegen das Ende des Liedes aufgestanden; ganz sorgsam hat sie die Wergabfälle von der Schürze geschüttelt. Nun eilt sie hurtig hinaus in die reichlich mit Schinken, Würsten und Früchten verlegte Speisekammer, um den Sängern den gebührenden Lohn zu verabreichen.

Diese ziehen dann weiter von Haus zu Haus auf wenig betretenen, oft gefährlichen Pfaden, mag es nun stürmen oder schneien. Es macht ihnen nur Vergnügen und Freude.

Diese Sitte kommt auch im Mölltale vor, nur heißen die Klöckler dort Liesner.

In vielen Orten sind es nur mehr die Kirchenknaben, die das Klöckeln an den letzten drei Advent-Donnerstagen als kleinen Erwerbszweig, obschon sie an nicht wenigen Türen kurz abgewiesen werden, noch aufrecht erhalten.

Aus dem Metnitztale.

Das Ringen im Metnitztale.

In allen Alpenländern ist das Messen der Körperkräfte gebräuchlich. In der Schweiz das Schwingen, in Tirol das Hakeln, in Steiermark und Kärnten das Ringen. In letzterem, besonders im Gurk- und Metnitztale, war es vor Jahren sehr stark im Schwung. Es verging kein Sonn- und Festtag, wo nicht gerungen wurde. Meister in der Ringkunst zogen, wie die alten Recken im Mittelalter, auf Abenteuer sogar über die Grenzen des Landes hinaus. So erzählt man von einem Metnitztaler, daß er mit Pferd und Wagen, als ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine Rundreise durch ganz Obersteier machte, sich allerorts wacker schlug und mit vielen Siegestrophäen nach mehreren Tagen erst wieder in die heimatlichen Berge zurückkehrte. — Bei jeder größeren Ortschaft im Gurk- und Metnitztale findet man einen für diese Volksbelustigung eigens bestimmten Platz: die Ringtratte. Auf dieser Arena tummelte sich seit undenklichen Zeiten die muntere Jugend und führte ihre Ringkämpfe auf, die das im kleinen waren, was die Turniere an den Höfen der Fürsten und Burgplätzen der Adeligen im großen. Jung und alt nahm

daran lebhaften Anteil und verfolgte mit Spannung und großem Interesse die kühnen Wendungen der jugendlichen Gladiatoren. Aber wenn erbitterte Gegner zusammenkamen, die Groll und Feindschaft im Innern trugen, da wurde aus dem Spiele oft blutiger Ernst und die Ringer mußten mit zerschlagenen Gliedern vom Kampfplatze hinweggetragen werden. Auf der Flatnitzalpe, wo alljährlich[1]) ein bedeutender von Steiermärkern, Salzburgern und Kärntnern besuchter Viehmarkt abgehalten wird, gestaltete sich dies Volksvergnügen am Oswalditage zu einem förmlichen Nationalfest, an dem die Bewohner dreier Länder sich beteiligten. Steirer, Salzburger und Kärntner maßen da ihre Körperkraft auf der Ringtratte und stritten um den Vorrang. — Nun hat sich die Kampflust der Jugend etwas abgekühlt. Aber so recht im Gebirge, in abgeschlossenen Quertälern, am Fuße der Alpen, da ist sie noch immer rege, um bloß des günstigen Augenblickes zu harren, wo sie ungehemmt sich zeigen kann. Der Älpler hält immer noch an seinen alten Sitten und Bräuchen fest; er ist diesbezüglich echt konservativ. So läßt sich auch der Metnitztaler in seinem von Bergen umschlossenen, von aller Welt abgeschiedenen Alpentale seine althergebrachten Rechte nicht leicht verkümmern. Ihm ist das Ringen noch immer eines der beliebtesten Spiele. Anlässe dazu bieten besonders die Markt- und Kirchtage, mitunter auch die abgebrachten Feiertage. Im Metnitztale hat man daher nicht selten Gelegenheit, einem Ringkampfe beizuwohnen.

Es ist eben Jahrmarkt. Auf dem langen Platz in Grades drängt sich die bunte Menge zwischen den Zeilen der Krämerbuden; manch kräftige Gestalt in der kleidsamen, der steirischen

[1]) Am 5. August.

ähnlichen Nationaltracht, mit grün aufgeschlagener Lodenjoppe und bloßen Knien, ein rotseidenes Tuch um die Hüften geschlungen, mit ein paar Hahnenfedern am grünen niedrigen Filzhut, kommt uns entgegen. Aus den Fenstern der mit Zechern erfüllten Gasthäuser schallt das Geschmetter von Blechinstrumenten, in das mancher nervenerschütternde Jauchzer sich mischt.

Doch wir verlassen das Marktgetümmel und treten hinaus auf den Ringplatz.

Es ist ein herrlicher Herbstnachmittag. Ein sanfter Luftzug streift durch die Wipfel der mächtigen Forste, die gegen Norden hin sich ausdehnen und den dunklen Hintergrund des altertümlichen vor uns auf einem Felsvorsprung liegenden Schlosses bilden. Aus der Tiefe der Talsohle dringt das wilde Rauschen und Tosen der Metnitz an unser Ohr. Sie hat durch den quer ins Tal sich einkeilenden Schloßfelsen im Laufe der Jahrhunderte eine tiefe Schlucht ausgewaschen und springt, aller Hemmnisse ledig, mit freudigem Wogenschlag ins Tal. Etwas tiefer von unserem Standpunkte zur Linken zeigt sich der Marktflecken Metnitz auf einer Talstufe. Weiterhin erhebt sich hinter den gleich Kulissen vorgeschobenen Bergen der langgestreckte Rücken der Langalpe und als würdiger Abschluß des alpinen Landschaftsbildes der beschneite Gipfel des Wintertalnocks.

Vor uns liegt ein freier, grasreicher Wiesenplan. Unter einer Baumgruppe stehen ein paar Tische, wo wir uns niederlassen. Die erfrischende Alpenluft weht uns entgegen, die Brust weitet sich, heiter glänzt das Auge und schweift wonnetrunken über die gewaltigen Berglehnen hin. Die Sonne wirft durch das Laubdach glitzernde Strahlen über den Tisch und

die gefüllten Gläser, daß der Rebensaft hell funkelt. „Ein Hoch den Alpen!“ und die Gläser klingen zusammen.

Doch der Kreis von Ringern hat sich gebildet. Alles harrt in gespannter Erwartung.

Ein Bursche tritt vor, der sich besonders mutig fühlt, und blickt herausfordernd im Kreise umher, in dem sich Vertreter aller Talschluchten und Bergeshöhen des Metnitztales finden. Er hat seinen Hut fortgeschleudert und streicht sich die Haare aus dem Gesicht.

Nicht lange braucht er zu warten; denn ein Gegner findet sich bald. „Was kosten die Federn!“ ist der Ruf eines aus dem Kreise tretenden Kämpfers. Auch er hat seinen Hut beiseite gelegt und blickt seinem Widerpart treuherzig ins Auge. „Faß an!“ antwortet der kräftige, breitschultrige Bursche, der schon beim Militär ausgedient hat und einmal sogar vor Seiner Majestät mit seinem Gesponsen ein Schauringen auf führen mußte.

Sie fassen sich, ohne viel Worte zu wechseln, mit der einen Hand beim Joppenkragen, mit der andern beim Schößl und beginnen, die Füße stramm gespannt, sich taktmäßig zu schwingen: alle Muskeln sind dabei in Tätigkeit, um sich im Gleichgewicht zu erhalten; ein unbewachter Augenblick, ein leises Nachlassen der Kraft reicht hin, um dieses zu verlieren und zu erliegen.

Wachheit und Kraft sind zwei Haupterfordernisse für einen tüchtigen Ringer. Freilich gehört dazu auch ein gewisser Grad von Gewandtheit, die jede Blöße des Gegners flink zu benutzen versteht. Es ist eine Freude im Zusehen, wenn zwei geschickte Ringer zusammenkommen.

Diese verstehen ihre Sache, sie sind wie aus Eichenholz

geschnitzt; es scheint fast eine Unmöglichkeit, daß einer den andern überwältigen könnte.

Schon einige Male haben sie, mit den schwerbesohlten Schuhen sich zeitweilig nicht gar sanft in die Beine schlagend, ohne zu wanken, die Runde gemacht — aber siehe da — ein Ruck, ein kühne Wendung, und der gefeierte Ringer stürzt zu Boden.

„Nu, das ist mir seltsam", murmelt er ärgerlich, erhebt sich jedoch behende und der Ringkampf beginnt aufs neue.

Daß sich die Zuschauermenge dabei nicht teilnahmslos verhält, kann man sich denken. Aber das Beifallsgeklatsche dauert nur einen Moment. Sobald die Kämpfer sich wieder fassen, tritt neuerlich fast lautlose Stille ein.

Immer neue Gladiatoren, die Joppe um die Achsel geworfen, mit freudestrahlenden Gesichtern, drängen sich vor. Paar an Paar tritt in den Kreis, um die Kraftprobe zu bestehen, sie kommen und gehen, ohne unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch zu nehmen.

Da erscheint ein Ingolstaler auf dem Ringplatz, ein baumhoher, intelligent hersehender Bursch. Mit lächelnder, herausfordernder Miene schaut er im Kreise umher.

Ein kleines, aber untersetztes Bürschchen stellt sich ihm entgegen, sein dunkles Auge blickt fest auf einen Punkt, während es ganz gelassen seine Joppe wechselt, die schon etwas fadenscheinig und zu schwach zum Anfassen war.

Das sind ungleiche Kräfte, heißt es allgemein, und mancher Ausruf der Verwunderung über den Mut dieses Burschen ist zu vernehmen.

Siegesgewiß faßt ihn der Ingolstaler wie einen Federball zum Spiel beim Joppenärmel und grünen Kragenbesatz,

als ob er ihn über alle Berge hinausschleudern wollte. Aber der Kleine steht fest; sie schwingen sich eine Zeitlang im Taktschritte hin und her, nur leise flüsternd beobachtet die Menge die Bewegungen der Ringenden. Schon scheint der Kleine zu wanken; aber es war eine Finte, eine Falle für den Langen, der plötzlich wie ein Goliath unter allgemeinem Gelächter zu Boden poltert.

Stolz, die Hände in die Seite gestemmt, ohne die Miene zu verändern, steht der kleine David mit strammen Beinen da, wie im Grasboden wurzelnd, und blickt starren Auges in die Beifall rufende Menge.

Ein klare, helle Mädchenstimme beginnt eine ländlich-sittliche Melodie anzustimmen und viele aus dem Zuschauerkreise fallen in das Lied ein, daß in den Bergen das Echo erwacht, den frohen Chor begleitend.

Einer nach dem andern versucht es, sich mit diesem verwogenen Burschen zu messen. Aber über alle bleibt er Sieger.

Bis die Dämmerung eintrat und die Alpen im Abendlicht schimmerten, war es auf der Ringtratte lebendig. Ein scharfer Nordwind strich über den Bergrücken herüber und kühlte die Kampflust ab. Jung und alt zog in der heitersten Stimmung von dannen und tiefe Ruhe herrschte wieder, wo noch vor wenigen Augenblicken ein so fröhliches Treiben sich entfaltet hatte.

Bei den Metnitztalern kommt es nicht leicht vor, daß derlei Ringkämpfe in Rohheiten und blutige Schlägereien ausarten. Sie haben dabei eigene Satzungen, die strenge beobachtet werden: so muß sich der Ringer, der mit der Hand oder mit dem Knie den Rasen berührt, als besiegt ergeben.

Oft sind es ganze Ortschaften, die gegeneinander zu Felde ziehen und auf der Ringtratte ihre Kräfte messen; die besten Ringer werden da ausgesucht, denn es gilt einen Ehrenkampf. Da heißt es dann, die Gradeser oder Metnitzer haben gesiegt, und bei der nächsten Gelegenheit sucht die besiegte Partei die Scharte wieder auszuwetzen. Selbst beim „Pränteln" vor dem Fenster der Auserkorenen, das im Metnitztale Dienstags und Freitags gebräuchlich ist, soll das Ringen nicht selten vorkommen, und der Sieger behauptet das Feld.

Abgesehen von dieser mit Nachtschwärmereien verbundenen, zur Entsittlichung des Volkes nicht wenig beitragenden Unsitte und den rohen Gewalttaten, die mitunter vorkommen mögen, ist der Ringkampf eine Kraftübung, die sowohl den dabei Beteiligten wie den Zuschauern viel Vergnügen bereitet.

Überall in Städten, selbst in kleineren Ortschaften werden nun Turnschulen eröffnet. In den Bergen, in der frischen Alpennatur, wo die Forste gewaltig rauschen, die Bäche mit wildem Gebrause rascher dahinfließen, die beschneiten Gipfel der Alpen so kühn in den blauen Äther sich heben, wo sogar die Elemente die Kraft des Menschen herausfordern, sollten solche Kraftübungen, wie sie bei abgeschlossenen Gebirgsvölkchen Gepflogenheit sind, etwas Anstößiges sein? Man leite derlei Volksbelustigungen in das Bett der Gesetzmäßigkeit und der Ordnung und beuge so rohen Ausbrüchen des Übermutes vor. Man stelle die Mißbräuche ab, aber belasse dem Volke den unschädlichen Kern seiner mannigfachen Vergnügungen: die reine Quelle des Frohsinns, der niemanden schlecht macht, sondern eher die Sittlichkeit fördert.

Es wäre ein nicht unerhebliches Verdienst von Seite der

Gemeindevorstände, wenn sie lebensfähige Bräuche und Volksspiele hegen und pflegen und die Leitung derselben in die Hand nehmen würden, um der allgemeinen Nivellierung und Gleichmacherei, der alle Volkseigentümlichkeiten mit der Zeit zum Opfer fallen und die selbst schon in die abgelegenen Alpentäler einzudringen droht, wenigstens einigermaßen entgegenzuwirken.

Welch anregendes Moment wäre im Ringkampfe bei gewöhnlichen Volksfesten, wenn dazu ein einfacher Preis ausgestellt und der ganze Vorgang durch feststehende Regeln geordnet würde! Der Ringplatz wäre zugleich eine vortreffliche Turnanstalt, um ohne Barren und Reck die Körperkraft zu stählen, Wachheit und Gewandtheit auszubilden. Man blicke auf die Schweiz, wo derlei Volksbelustigungen und Spiele mit Kraftproben überall gang und gäbe sind und ein reges, frisches Volksleben pulsiert!

Zum Schlusse seien die treffenden Worte Karl Lemckes hier angeführt:

„Man freut sich so unendlich, wenn man neue Erdschätze entdeckt, und wirft sich mit wahrer Leidenschaft auf ihre Ausbeute. Die Schätze, die im Volke liegen, werden wenig beachtet. Sie sind vorhanden, aber man kümmert sich kaum darum. Nun, so werden sie von klügeren Zeiten gehoben werden!"

Aus dem Gurktale.

Der Wettlauf in Weitensfeld.

Fast in der Mitte des von den grünen Wellen des Gurkflusses durchrauschten, zwischen unbedeutenden Höhen des Mittelgebirges sich hinziehenden Gurktales liegt der Markt Weitensfeld in ländlicher Stille und Abgeschiedenheit. Nur selten verirrt sich ein Tourist in diese Gegend, die weit von der Pulsader des Verkehres entlegen ist. Das gewöhnliche Ziel seiner Wanderung ist Straßburg und Gurk, wo die herrlichen Baudenkmäler aus grauer Vorzeit seine Aufmerksamkeit fesseln. Und doch hat auch Weitensfeld eine Eigenartigkeit aufzuweisen, die einer näheren Betrachtung wert erscheint: es ist ein einfacher schmuckloser Holzbrunnen am untersten Ende des Platzes. Inmitten des mit Wasser gefüllten Holzbassins steht auf einem Pfeiler eine mäßig große Statue. Sie stellt eine aus Holz geschnitzte weibliche Figur mit spitzem breitkrämpigen Hute dar, die, erst neuerdings mit grellen Farben bekleyt, durchaus nichts Altertümliches an sich hat. Gleichwohl ist sie die Trägerin einer Volkssage, an die sich ein Brauch knüpft, der in Kärnten einzig dasteht.

Diese Statue soll nämlich einer Jungfrau zu Ehren

aufgestellt worden sein, die sich um Weitensfeld hoch verdient gemacht hat. Wie die Sage erzählt, war sie die Stammhalterin der gegenwärtigen Bevölkerung des Marktes. Als bei einer grassierenden Pest ganz Weitensfeld ausstarb, waren nur drei Bürgerssöhne und das Burgfräulein des nahen Schlosses am Leben geblieben. Da alle drei sich um ihre Hand bewarben, wurde ein Wettlauf veranstaltet, und der Sieger sollte der Auserwählte sein, um sie als Braut heimzuführen.

Zum beständigen Andenken an diese Begebenheit findet alljährlich am Pfingstmontag auf dem Platze von Weitensfeld ein Wettlaufen statt, wozu eine große Menge Volkes aus dem Gurktal und den benachbarten Tälern zusammenströmt.

Es war gegen Mittag, als ich mit einem flinken Einspänner bei Zwischenwässern ins Gurktal einlenkte. Die Sonne brannte heiß hernieder und der Staub, der schuhtief auf der Straße lag, wirbelte über uns auf, daß wir die Reize der Landschaft nur wie durch einen Wolkenschleier betrachten konnten. Ein Bild nach dem andern flog an uns vorüber. Grünende Wiesen, Gehöfte und Kirchen, endlich das über die alte Stadt Straßburg imposant sich erhebende ehemalige Residenzschloß der Bischöfe von Gurk. Bald tauchte auch der Gurker Dom mit den zu seinem Baustile wenig passenden Kuppeltürmen auf, der, einige Augenblicke sichtbar, bald wieder hinter einem sich vorschiebenden Hügel verschwand; daher der Spruch bei den Leuten: daß man die Kirche zu Gurk, bevor man ganz dazu kommt, wieder verliert. Nun ging es rasch auf Weitensfeld zu. An der Straße begegneten uns Leute im Sonntagsstaat, die ebenfalls demselben Ziele

zusteuerten und uns in der Hoffnung bestärkten, daß wir zum Kranzelreiten noch zurechtkommen.

Nach kurzer, angenehmer Fahrt, denn der Wind hatte sich mittlerweile gelegt, lag Weitensfeld in einer Talbucht, von bewaldeten Höhen umgürtet vor uns.

Am Eingang in den Markt wimmelte es von Menschen. Da stand Wagen an Wagen. Ein Gesumme drang an unser Ohr, auch Musikklänge waren vernehmbar. Wir mußten aussteigen, da keine Möglichkeit war, durch den Menschenknäuel hindurchzukommen.

Das holzgedielte Haus uns zur Rechten, das bei seiner erhöhten Lage am obersten Ende des Platzes die schönste Übersicht bot, war wie die Galerie eines übervollen Schauspielhauses von oben bis unten mit Schaulustigen besetzt, selbst auf dem Dachfirst hatten sich einige niedergelassen. Noch überraschender war der Anblick des Marktplatzes. Von dieser sonderbaren Schautribüne bis hinab zum Holzbrunnen mit der Jungfrau standen die Leute Kopf an Kopf im dichten Gedränge, aus allen Fenstern und Dacherkern schauten Neugierige herab. Es war ein bewegtes Volkstreiben, wie man es in Weitensfeld wohl nur an diesem Tage sehen kann.

Als wir ankamen, war die Ouvertüre bereits vorüber. Die Musikkapelle, die, mit dem Paukenschläger als Regimentstambour an der Spitze, einige Male den Platz auf- und abmarschierte, hatte sich in den geräumigen Hof eines Gasthauses zurückgezogen, um die trockenen Kehlen ein wenig anzufeuchten. Denn schon am Vorabende hatte es für die Musikbande vollauf zu tun gegeben. Die ganze Nacht hindurch war sie in Tätigkeit. Ein Marsch nach dem andern wurde aufgespielt. Die berittenen Bürger aber durchzogen die Gassen

des Marktes, als Vorübung für den kommenden Tag. Dann leerten sie manch Gläschen auf das Wohl des edlen Burgfräuleins, dem die Bewohnerschaft von Weitensfeld ihre Existenz zu verdanken hat.

Jedenfalls ist es eine zarte Galanterie der echt deutsch gesinnten Marktbewohner, daß sie der Jungfrau am Brunnen an ihrem Ehrentag ein neues Kleid regalieren und ihr jugendlich erhabenes Haupt mit Blumen bekränzen. Noch schöner aber ist es, daß sie mit solcher Pietät an den Sitten ihrer Väter heute noch festhalten.

Eine Pause war eingetreten und die Leute harrten der Dinge, die da kommen sollten.

Endlich ließ sich ein Reitertrupp sehen, bei dessen Herannahen die Menge scheu nach allen Seiten zurückwich. Es waren berittene Bürger, die mit den an einer Fahnenstange befestigten Preisen mit großer Bravour und Gewandtheit auf- und niederritten. Die Pferde waren vom schweren Burgunderschlage, mit Blumen und Bändern aufgeputzt. Sattelzeug und Schabracken waren Erbstücke aus längst verschollenen Zeiten.

Sooft sie den Holzbrunnen erreichten, wo sich die Musikbande aufgestellt hatte, ritten sie im langsamen, gemäßigten Trab um die Jungfrau herum, welche, wie oben angedeutet, an ihrem heutigen Ehrentage bräutlich geschmückt war. In einem faltenreichen Rosa-Kreppkleide, einen schweren Blumenkranz auf dem Hute, stand sie da und sah stolz über die hin- und herwogende Menge herab. Kanne und Schlüssel hielt sie in der Hand, als ob sie gleich nach dem anstrengenden Wettlaufe den Sieger mit einem frischen Trunke zu erquicken bereit wäre.

Die drei Läufer stellten sich, gleichsam um durch den Anblick der holden Braut ermutigt zu werden, in ihrer nächsten Nähe auf. Es sollten eigentlich, dem alten Herkommen gemäß, die drei jüngsten Bürger zum Wettlauf sich anschicken, doch diese überlassen die Ehre den kräftigen Burschen, die über gesunde Lungen und flinke Füße zu gebieten haben, und lassen sich lieber von Vierfüßlern durch die Gassen tragen.

Die Läufer sind eigenartig ausstaffiert. In ihrem weißen Kostüm sind sie von fern schon erkennbar. Um mit dem Atem länger auszuhalten, schlingen sie sich ein Seidentuch von brennendroter Farbe um die Mitte und eines quer um die Brust, das unter dem Arme fest zusammengeschnürt wird. Ohne Kopfbedeckung, ohne Schuhe, in ihren gewöhnlichen Wollstrümpfen stehen sie in einer Reihe zum Wettlauf gerüstet. Die Gasse ist einige hundert Schritte lang und geht etwas aufwärts.

Nun beginnt der Wettlauf. Die Vorreiter mit einer trikoloren Fahne und den Preisen setzen sich auf ein gegebenes Zeichen in Bewegung und reiten am Platze hinauf, um die Rennbahn offen zu halten. Die Musik fällt ein. Die Läufer setzen den kühnen Reitern nach. Bald gewinnt einer den Vorsprung; die Hände fest an die Brust angezogen, hält er mit den Pferden fast gleichen Schritt. Der Wettlauf dauert nur einige Minuten. Das Volk läuft hinter dem nachfolgenden Reitertrupp mit.

Schon sind sie am Ziele vor dem holzgedielten Hause angelangt, wo sich das Preisgericht aufgestellt und die durch Parade-Attitüden der mutigen Rosse zurückgedrängte Menge kaum Platz hat. Über die Straße ist ein scharfer Riß gezogen. Der erste der Läufer, der diese Linie überschreitet, ist

der Sieger und erhält den ersten Preis: einen Blumenkranz, den Brautkranz der Jungfrau, und ein Goldstück. Auch die beiden anderen Läufer werden beteilt. Der nächste bekommt ein schönfarbiges Seidentüchel und ein Paar Strümpfe. Der letzte einen mit Bändern umwundenen Strauß von Blumen und — Schweinsborsten.

Nicht selten geschieht es, daß alle drei Läufer völlig gleichzeitig am Ziel ankommen. Der Nächste am Ziele wirft sich dann kerzengerade am Ziele hin, um so noch vor den anderen den Vorsprung zu gewinnen und sich des ersten Preises zu versichern. Die oft dabei vorkommenden komischen Zwischenfälle geben den schaulustigen Leuten guten Lachstoff.

Die Reiter sprengten nun wieder die Gasse hinab, ihnen nach folgten die Läufer in etwas gemäßigtem Schritte, den Siegespreis in der Hand hoch emporschwingend. Nur der mit den Sauborsten Begabte schlich geduckt durch die nachdrängende Menge. Der Sieger lief radschlagend die Gasse hinab, daß man bald die Hände, bald die bestrümpften Füße über die Häupter hervorragen sah, begleitet vom Jubelruf und Gelächter des freudig erregten Volkes. Alles ergötzte sich an dem drolligen Aufzug. In der heitersten Stimmung zog sich jung und alt in die Gasthäuser zurück. Die nur wenig mehr beachtete Jungfrau harrte vergeblich des Siegers. Dieser ließ sich in einer der nächstgelegenen Restaurationen den steirischen Rebensaft schmecken und kümmerte sich wenig um seine noch immer im Festschmuck mit Blechkanne und Schlüssel auf dem Marktbrunnen stehende Braut. Auf dem Platze, wo eben ein so reges Leben herrschte, wurde es allmählich stiller. Nur einzelne Gruppen von Kauflustigen umstanden noch die Buden und Lebzelterstände. Desto lebhafter ging's in der Tanz-

stube zu, die zum Ersticken mit Leuten angefüllt war. Der Raum für die tanzenden Paare war so beschränkt, daß sie sich zeitweilig mit den Ellbogen Bahn brechen mußten.

Wenn wir nun die einzelnen Momente dieser Volkssage und des damit verbundenen Brauches näher betrachten, werden wir lebhaft an den Brautlauf und an die Wettspiele zur Pfingstfeier der alten Deutschen erinnert. Es waren heitere Frühlingsfeste, welche den Kampf des Sonnengottes mit dem Winter versinnbildeten und gewöhnlich mit Wettrennen verbunden waren. Der Sieger fungierte als Maikönig, während der Letzte einen Spottpreis davontrug. „Bei dem Wettrennen in Salzwedel wird der Sieger mit Maien, der Letzte, Langsamste, mit Blumen geschmückt, hei wört smuk mäht, und heißt dann der schmucke Junge. Derselbe Spott, der mit dem Pfingstlümmel, dem Pfingstbutz u. s. w. getrieben wird. Als die Bedeutung dieser vielgestaltigen Wettspiele ergibt sich also die Entscheidung darüber, wem bei dem Frühlingsfeste die Ehrenrolle des siegenden Sommers zu teil wird oder wer sich allen Hohn und Schimpf gefallen lassen muß, welche dem besiegten Winter angetan wird." (Simrok: d. M. 583.) Auch die Hochzeitsfeier begleiteten ähnliche Spiele. Nach uralter Sitte mußte die Braut, wie noch in den Nibelungen Brunhild, in Wettspielen erworben werden.

* * *

Auf den Gailtaler Alpen ist ein ähnlicher Brauch, das Pfingstlaufen, im Schwunge. Die Halter (Hirten) versammeln sich am Pfingstsamstag abends auf der Gman (Gemeindeweide). Es wird eine Maje (Maibaum) aufgepflanzt und von einer bestimmten Entfernung aus laufen die Hirten nach

diesem Ziele. Der zuerst ankommt, heißt Pfingstkönig; der letzte erhält einen Spottnamen. Bei hereinbrechender Nacht wird um die Maie ein Holzstoß zusammengetragen und angezündet, wobei die Hirten die Nacht hindurch im Freien zubringen und mit den Peitschen krachen.

In anderen Tälern des kärntnerischen Oberlandes kommt am Pfingstsamstag nur das Klöcken vor. Die Burschen unterhalten an einer Anhöhe in der Nähe des Dorfes die Nacht hindurch ein Feuer und vollführen dabei mit ihren Peitschen ein Gekrache, das weithin in den Bergen widerhallt.

* * *

Zu erwähnen ist noch, daß vor Zeiten am Pfingstsamstag vor Sonnenaufgang Mädchen, die gern schön bleiben wollten, auf die Felder hinausgingen und mit einem Handtuch den Tau von den grünen aufsprossenden Saaten abstreiften, um sich damit das Gesicht und die Augen zu waschen. Auch pflegte man frische Zweige von der Weide oder Birkenreiser zum Auffitzen des Heiligen Geistes vor die Fenster zu stecken.

Das Bekränzen des Langschläfers am Pfingstmorgen mit einem Stroh- oder Brennesselkranz und die Begrüßung als Pfingstkönig oder Pfingstlümmel ist noch allgemein Sitte.

Aus dem Glanktale.

Die nächtliche Wallfahrt.

Auch im neunzehnten Jahrhundert wurde eine neue Welt entdeckt. Wer kennt sie nicht, diese wunderbare Welt mit den sonnigen Matten, den sprudelnden Quellen und schäumenden Wasserstürzen? Es ist die Welt der Alpen mit ihren Gletschern und wolkennahen Bergkuppen, vor Zeiten kaum dem Namen nach gekannt, die man vergeblich in alten geographischen Werken und Landkarten aufsucht. Als der Tummelplatz der Wildheuer und Hirten starrten sie Jahrhunderte hindurch einsam und unbeachtet in die Luft empor. Erst die Neuzeit hat uns ihre Pforten erschlossen und durch die wissenschaftliche Forschung den Reiz noch erhöht, den sie auf jedes für Naturschönheiten empfängliche Gemüt ausüben muß.

Kaum daß der warme Hauch des Frühlings die mächtigen Schneediademe von den Stirnen der Berghäupter hinweggeschmolzen hat, schicken sich jetzt jährlich Tausende und Tausende zur Wanderung an; wie die Wandervögel nach dem Süden, „wo die Zitronen blühn, im dunklen Laub die Goldorangen glühn", zieht es sie mit Sehnsucht hinauf in die frischen luftigen Regionen der Alpen, wo die Gletschergebilde

schimmern und das Edelweiß am steilen Felsrande lieblich winkt. Überall bildeten sich Klubs und Alpenvereine, um durch Einflußnahme auf die Organisierung des Führerwesens, auf die Verkehrs- und Unterkunftsmittel ihnen die Fahrt so bequem und angenehm als möglich zu machen.

Ein Seitenstück zu diesen Bergfahrten, wie sie seit einigen Dezennien her auch in unserem Alpenlande in Schwung kamen, ist jene eigentümliche, vom Volke auf eigene Faust unternommene Wallfahrt nach den vier hervorragenden Bergkuppen des Glantales. Sie bildet eine auffallende Erscheinung im religiösen Leben des Volkes, wie man sie nicht leicht irgendwo finden dürfte. Zugleich liefert sie den Beweis, wie sehr das Volk noch immer, besonders in religiöser Hinsicht, am Althergebrachten festhält; denn diese Wallfahrt besteht schon seit urdenklichen Zeiten. Als der Glockner noch zu den unbekannten Größen der Gebirgswelt zählte, wanderte das Volk schon in unabsehbaren Scharen nach den mit Gotteshäusern gekrönten Höhen des Helenen-, Veits-, Laurenz- und Ulrichsberges, die Megiser für die höchsten Berge in Kärnten hielt.

Am Vorabende des Dreinageltages[1]) bietet die sonst so einsame Höhe des Helenenberges, wo sich dem Auge eine weite Fernsicht über ein vielverzweigtes Gebirgspanorama erschließt, ein reges, lebensvolles Bild. Das ganze Plateau um die gotische Kirche ist bedeckt mit Landleuten aus allen Gauen Unterkärntens, ja selbst der benachbarten Steiermark. Slowenen und Deutsche, bunt durcheinander gemengt, haben sich hier zu einer seltenen religiösen Feier vereint. Wer sich die Mühe nehmen wollte, die Leute zu zählen, würde nicht sobald

[1]) Nach dem allgemeinen katholischen Kalender, nicht nach dem kirchlichen; also am zweiten Donnerstag nach Ostern. — D. Hsg.

damit fertig werden. Gewöhnlich sind es über tausend Köpfe; manches Jahr waren hier an diesem Tage über zweitausend bis dreitausend Menschen beisammen. Als ein besonderes Abzeichen tragen sie an den Hüten einen dichten Kranz von Efeu, — das Bergerlaub, wie sie es nennen, — das ihnen ein höchst originelles Aussehen gibt. Das Einsammeln des Bergerlaubes, das die schroffen Felswände überkleidet und, wie sie meinen, nirgends als am Helenen- und Veitsberge zu finden ist, wird von den rüstigsten Burschen besorgt, die sich mit Turnergewandtheit an die Felskanten hinauswagen.

Mit Einbruch der Nacht lodern an mehreren Stellen Wachtfeuer auf, welche die mannigfachen Gruppen der unter freiem Himmel kampierenden Menge beleuchten.

Um Mitternacht, wenn unten im Tale bereits alles in tiefer Ruhe liegt und die letzten Lichtchen verlöschen, erschallen mit einem Male die Glocken im altersgrauen Turme der Helenenkirche. Alle drängen sich in ihre hell erleuchteten Räume, die jedoch nur einen kleinen Bruchteil der anwesenden Menge zu fassen vermögen; die meisten wohnen unter freiem nächtlichen Himmel mit entblößten Häuptern dem nun zur ungewöhnlichen Stunde beginnenden Gottesdienste bei.

Es ist ein feierlicher, ergreifender Moment. Tiefes Schweigen ringsum, die Berge, die Täler und Menschen schlummern unter dem Schleier der Nacht. Nur hier an diesem erhabenen Altare im Tempel der Natur wacht noch eine betende Menge.

Kaum daß der Priester den letzten Segen gesprochen, setzen sich die Leute wieder in Bewegung. Kienfackeln werden angefacht, um damit die dunklen Bergpfade zu erhellen, denn nun geht es in hastiger Eile über Stock und Stein und

Wurzeln bergab. Bald steht die Höhe des Helenenberges, wo nur noch die Überreste der Wachtfeuer verglimmen, wieder einsam und verlassen da. Das zeitweilige Aufleuchten der Fackeln durch die Fichtenwaldung läßt uns die von den Wallfahrern eingeschlagene Richtung erkennen; bald sind sie in der Ebene angelangt; eine lange Reihe von leuchtenden Punkten zieht sich nun hin durch das Dunkel der Nacht.

So wandert der Zug ohne Unterbrechung, über Meiselberg, auf dem klassischen Boden des Zollfeldes, an den Resten des alten Virunum vorüber, bis er mit Anbruch des Morgengrauens die Anhöhen des am Fuße des Ulrichsberges gelegenen Pfarrdorfes Pörtschach erreicht. Da lagern sich die Scharen um den alten Turm von Möderndorf im Angesichte des gotischen Domes von Maria-Saal. Während einige, ermattet vom nächtlichen Gange, ihr Haupt ins taufeuchte Gras legen, erquicken sich andere an ihrem frugalen, aus Brot und Käse bestehenden Frühmahl. Daß jeder den Mundbedarf mit sich führt, läßt sich denken, da die sich überstürzende Eile bei dieser Bergfahrt wenig Zeit zur Einkehr übrig läßt.

Dieser nächtliche Zug bei Fackelschein hat seine mystische Bedeutung: er soll die Judenschar vorstellen, die zur Gefangennehmung Christi mit Fackeln auszog, wie übrigens die ganze Wallfahrt zur Verehrung des leidenden Erlösers und der Leidenswerkzeuge abgehalten wird, daher die Wahl des Dreinageltages (Fest der Lanze und der Nägel), der vielleicht vor Zeiten festlich begangen wurde.

Die Ruhe dauert nicht lange. Schon beginnen die Pöller auf der Anhöhe von Pörtschach ihre Tätigkeit. In ihren Donner, in der Ferne verhallend, mischen sich die Klänge der

Glocken; es ist, als ob man hier zum zweiten Male den Ostermorgen feierte. Die Menge ordnet sich zum Einzug in die Kirche; Kopf an Kopf, singend und betend, die Hüte dicht mit Immergrün bekränzt, daß die Zweige hoch aufstehen und vom Hute selbst nichts zu sehen ist, zieht sie daher wie ein wandernder Wald, von dem hinter den östlichen Bergen auftauchenden Tagesgestirne begrüßt.

Die weitere Richtung des Zuges geht auf die Höhe des Ulrichsberges, dann über Karnberg und Zweikirchen quer durch das Glantal hin auf den Gipfel des Veitsberges. Von da nach kurzer Mittagsruhe über die Höhen von Gradenegg und Sörg auf die das Tal weithin beherrschende Kuppe des Lorenzenberges.

Überall werden die „Vierberger" mit Pöllersalven und Glockengeläute empfangen; wo möglich wohnen sie der Messe bei und ziehen dann so schnell wie sie gekommen wieder fort. Die ganze Fahrt muß in vierundzwanzig Stunden vollendet sein. Es ist eine tüchtige Wegesstrecke, und nur zu wundern ist, wie selbst alte Leute, ja sogar Kinder daran teilnehmen können. Unter dem Volke herrscht allgemein die Meinung, „daß man's an keinem andern Tage als am Dreinageltage dergeht".

Obschon ein Teil der Wallfahrer vom Veits- oder Lorenzenberg aus geht und daher viele von der Spitze des Ulrichsberges nach Hause wandern, ist es noch immer ein bedeutender Zug, welcher, über die grüne Berglehne daherschreitend, unter Pöllergekrache in der kleinen Kapelle des Lorenzberges seinen Einzug hält, wo für die Vierberger schließlich ein feierlicher „Segen" abgehalten wird.

An der Hochebene dieses abgestutzten Bergkegels hat der

daselbst in einem Häuschen, das schon zu Zeiten Valvasors stand, residierende Mesner eine Restauration unter freier Himmelsdecke aufgeschlagen. Da schmort auf einem aus losen Steinen zusammengefügten Herde die Krapfenpfanne und erfüllt die Luft mit Ambradüften; da brodelt's im schwarzen Kaffeenapf, auf dem Tische daneben stehen mit Bier gefüllte Krüge und Weißbrote in Bereitschaft, denn hier haben die Leute Zeit, sich einige Erholung zu gönnen. Übrigens gibt es nicht wenige, welche bei der ganzen beschwerlichen Bergfahrt nichts als Brot und Wasser genießen.

Von der Spitze des Lorenzenberges geht es durch die dichte Fichtenwaldung mit ihren herrlichen Ausblicken nach der alten Burg Frauenstein und den Kraigerschlössern, die wie Rabennester an der Felskante hängen, über das freundliche Mühlbach hinab nach St. Veit, in das von Bergen umschlossene, an Burgen reiche Glantal. Von hier aus zerstreuen die Wallfahrer sich nach allen Richtungen, indem sie der Heimat zueilen.

Daß diese merkwürdige Wallfahrt sehr alt ist, wurde bereits angedeutet. Schon Megiser tut davon Erwähnung. In seiner Chronik von Kärnten lesen wir: „Insonderheit aber sind vier die höchsten Berg im Land, da jährlich große Wallfahrt hin sein. Deren Namen sind: St. Ulrichs-, Helena-, Veits- und Laurenzenberg. Auf diese vier Berg lauft das gemeine Volk alle Jahr Kirchfahrten an dem heil. Dreinageltag und muß dies Kirchfahrt-Laufen auf einen Tag verricht werden. Darum sie sich dann nicht lang saumen, wann sie in den Kirchen eini kommen, gehn sie gleich flux um den Altar, neigen sich und laufen wieder davon. Es erkranken ihrer viel über diesem Laufen, daß auch zu zeiten etlich gar sterben,

denn es ist ein sehr langer Weg, und wie etlich nachreiten[1]), wohl zwölf deutsche Meil sein sollen."

Diese Wallfahrt beruht auf einer uralten Volksüberlieferung. Nach einer mir persönlich mitgeteilten Meinung unseres heimischen Geschichtschreibers Heinrich Hermann soll sich selbe aus der Zeit der Kreuzzüge datieren, wo man, um symbolischerweise die Kreuzzüge mitzumachen und über die Waffen der Kreuzfahrer den Segen des Himmels herabzuflehen, außerordentliche Wallfahrten veranstaltete. Der Volkshumor bezeichnet sie als Suchen des vierten Nagels vom heiligen Kreuze.

Zur Zeit, als die Sekte der Geißler das Land durchzog, soll diese Sitte, nachdem sie ganz in Vergessenheit geraten war, wieder aufgenommen worden sein. Es ging dazumal die Sage, daß man am Dreinageltage Blutspuren am Wege von einem heiligen Berg zum andern getroffen, und Barbarossa im Untersberg sich erkundigt habe, ob „die Ameisen noch die vier Berge ablaufen".

Schließlich möge noch eine auf diese Wallfahrt sich beziehende Sage hier folgen:

Einmal war im Lande eine große Hungersnot. Die Felder waren alle dürr, die Wiesen wie ausgebrannt, das letzte Körnlein Getreide war aufgezehrt; ganz verloren wankten die Leute umher, viele starben des Hungertodes; da sagte ein uralter Mann, der auf einem Stein vor seiner Hütte saß, zu den Leuten: „Habt's ja wol die vier Berge, nehmt's das Stroh von den Dächern, tragt's auf die Tenne, drischt's klein zusammen, bestellt's den Acker, so gut es geht, säet's das Stroh aus, laßt's dann alles liegen und stehen und

[1]) nachrechnen.

macht's euch auf nach den vier Bergen, da wird's wieder Getreid im Überfluß geben." Die Leute schüttelten die Köpfe und meinten: „Das wird wohl ein leeres Strohdreschen sein." Doch sie folgten dem Rate des Alten und hatten darauf ein gesegnetes Jahr. — Daher heißt es noch immer: „Wenn die Ameisen nicht mehr die vier Berge ablaufen, werden schlechte Zeiten kommen."

Die Pietät für diese heiligen Berge des Glantales reicht aller Wahrscheinlichkeit nach bis in die Heidenzeit zurück. Am Ulrichs-, Lorenzen- und Helenenberge in der Nähe Virunums, dem Mittelpunkte der römischen Kultur in Kärnten, dürften heidnische Tempel gestanden sein, und daß in Virunum der Mithras-Dienst heimisch war, ist geschichtlich erwiesen.[1])

Brechelbräuche.

Im kaiserlichen Lustschlosse Laxenburg mit seinen geschmackvollen, von einem mächtigen Strome durchbrausten Parkanlagen, wo die Kunst der Natur kaum merklich hier und dort nachgeholfen hat, befindet sich unter den von mittelalterlichem Geist durchwehten Rüstkammern und sonstigen Räumlichkeiten ein ganz unscheinbares, kleines rundes Gemach mit längs der Wand hinlaufenden gepolsterten Sitzen. Die ursprüngliche Malerei ist ziemlich abgefegt, ein Beweis, daß hier häufige Sitzungen abgehalten wurden, doch keine geheimen Ratssitzungen. Denn in langen Winterabenden versammelten sich hier vor Zeiten, wie der Cicerone erzählt, die niedlichen

[1]) Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogtums Kärnten.

Damen des Hofes, um mit ihren zierlichen Händchen den Flachsfaden zu drehen.

Wer sollte sich da nicht unwillkürlich an jene Zeiten erinnern, wo noch in keinem Hause das Spinnrad fehlte, wo es selbst in den Alkoven höherer Gesellschaftsgruppen zu den gewöhnlichen, ja unentbehrlichen Einrichtungsstücken zählte und die vornehmste Dame sich nicht scheute, bei dessen Handhabung Fuß und Hand in jene taktmäßige Bewegung zu versetzen, womit sie heutigestags einem ganz anderen Hausgeräte bezaubernde Tonwellen zu entlocken versteht?

Mit dem gewaltigen Aufschwung der Industrie in unserem Jahrhunderte verstummte allmählich das Schnurren des Spinnrades. Nur auf dem Lande, in abgelegenen Gebirgstälern blieb es in seinem vollen Rechte. Da ist es noch immer das Symbol des Fleißes und der Wirtschaftlichkeit, der traute Gefährte der Hausfrau, wie das Band ländlicher Geselligkeit. Sein trauliches Schnurren versammelt noch immer die Jungen und Alten in der geräumigen, ebenerdigen Stube. Wie der Faden durch die Finger gleitet und behende die Spule füllt, werden alte Dorfgeschichten, über die fast schon Gras gewachsen, wieder abgesponnen, mißliebige Persönlichkeiten durchgezogen und die Erlebnisse des verflossenen Sommers und Tages besprochen; nicht selten erschallen fröhliche Weisen wie in der Weihnachtszeit im Mölltale. — Es gibt gewisse Tage, obschon aschgraue Werktage, an welchen nicht gesponnen werden darf. So am Katharinstag (25. November), an welchem sich überhaupt kein Rad bewegen soll. Am Vorabend des Perchtentages (5. Jänner), am Blasiustage (3. Februar). Es heißt da:

Was man am Blasitag spinnt,
Vertragt der Wind.

Abends darf man nicht vergessen, die Schnur vom Spinnrad und den Rocken abzunehmen, sonst spinnen die armen Seelen. Sankt Gertrud stellt das Spinnen ein.

Die Spinnstube bietet noch immer ein höchst charakteristisches Bild häuslicher Betriebsamkeit. Da werden die in Reih und Glied aufgestellten dickleibigen Spulen abgehaspelt, da schlägt der Weber, wenn das Frühjahr kommt, in einer Ecke seinen tragbaren Webstuhl auf, um das Gespinst zu gediegener Hausleinwand zu verarbeiten. Und wie stolz ist nicht die Hausfrau auf jedes Stück selbsterzeugten Linnenstoffes! Sorgsam bewahrt sie es im großen Wandschrank, der oft den halben Raum der Stube einnimmt. Darum hat sie auch ihre besondere Sorgfalt auf die Pflege des Flachses gerichtet, dessen Kultur wir bis in die ältesten Zeiten verfolgen können: schon dem Moses war der gemeine Lein bekannt, und wenn er so dasteht mit seinen blaßblauen Blütendolden zwischen dem wallenden Korn, wie ein dazwischenliegendes sanftes Gewässer, da lacht der Hausfrau das Herz vor Freude, und wenn endlich die Erntezeit kommt und die Sicheln klingen, da waltet sie wie eine geschäftige Martha. Der Knotenpunkt, um den sich alle ihre Sorgen drehen, ist der Flachs. Der muß vor allem gehörig versorgt sein. Sie selbst legt Hand ans Werk, wenn die zarten Leinstämmchen am Wiesenboden in langen Zeilen aufgeschichtet werden, und wenn sie unter Regen und Sonnenschein mürbe geworden und die „Lischen" sich lösen, wird nicht eher geruht, als bis diese in Besen gebunden und unter Dach und Fach gebracht sind.

Mit der Brechelzeit beginnen aufs neue der Hauslenkerin Sorgen um den lieben Flachs, der ihr so sehr ans Herz gewachsen ist.

Wenn die Blätter von den Bäumen fallen und die dem unbewaffneten Auge kaum sichtbaren kleinen Spinnen auf langen bereiften Fäden durch die Luft schiffen, während an den Spitzen der das Tal umschließenden Bergkette bereits ein winterlicher Anflug sich zeigt, ist die Zeit zum „Brecheln" da. Daß dabei manche absonderliche Sitten und Bräuche vorkommen, ist natürlich. Der Landmann, besonders der Älpler, weiß allen seinen, oft sehr beschwerlichen und lebensgefährlichen Arbeiten eine poetische Weihe zu geben.

Ertönt die Mitternachtstunde vom Dorfturm, so kommen die Brechlerinnen zum gemeinsamen Imbiß zusammen und ziehen dann gemeinschaftlich, die Brechel (Schwinge) unter dem Arm, zur Brechelstube hinaus. Wenn sie nicht mit einer tüchtigen Buchtel (Kienfackel) versehen sind, kommen sie leicht in Gefahr, über irgend einen Holzblock zu fallen, denn mutwillige Burschen benutzen diese Gelegenheit, um sie zu necken, zu schrecken, ihnen den Weg zu verklausen. Der nächstbeste Gegenstand wird dazu benutzt. Im Metnitztale werden sie in ähnlicher Weise beunruhigt, indem sich die Burschen in ihrer Nähe verbergen und aus sicherem Versteck alle möglichen Stimmen erschallen lassen. Dieses Treiben heißt Brechelschrecken.

Sind die Brechlerinnen endlich unter Gekicher und Scherzen angelangt in der Brechelstube, wo die Patschin (Dörrerin) bereits den Ofen in Brand gesetzt, die Flachsbesen gelöst und zum Rösten bereitet hat, so werden die Schwingen eingemacht, und bald danach beginnt ein fast klingendes Geklapper, das die lautlose Stille der Nacht unterbrechend, den Widerhall tausendfach in den noch schlummernden Bergen wachruft. Wie im Macbeth die Hexenküche, leuchtet die Stube und wirft grelle Streiflichter in die Nacht hinaus.

Beim Brecheln geht es übrigens recht lustig zu, obschon diese Arbeit in Nacht und Nebel, Kälte und Staubwolken wenig Annehmlichkeiten bietet. Der unverwüstliche Humor, wie man ihn eben bei den Brechlerinnen findet, mitunter die dabei üblichen Bräuche, lassen sie alle Beschwerden vergessen und rufen unter ihnen jene heitere Stimmung hervor, die uns diese rußigen, bestaubten Hexlein wie ausgewechselt erscheinen läßt. Nicht mit Unrecht heißt es: Wenn die Brechelzeit kommt, geht unser Herrgott ins Welschland. — Ein eigener dämonischer Geist spukt in der stauberfüllten Stube. Scherzreden und derbe Witze fliegen hin und wieder, und diejenige kommt nicht so leicht ab, unter deren Brechel sich viel abgefallenes Werg, das sie die Braut nennen, vorfindet.

Aber auch der harmlos vorüberziehende Wanderer wird in ihren Zauberkreis hineingezogen, möge er sein wer er wolle. Auch wenn er sich gegen ihre zudringliche Freundlichkeit sträubt, er muß sich von ihnen „binden", nämlich seinen Arm oder seine Hand mit einem Wergbüschel umwinden lassen. Kommt eine distinguierte Person, so beachten sie ein gewisses Dekorum und tragen ihr das Wergkränzchen auf einem Porzellanteller ganz manierlich entgegen. Dabei haben sie eigene Sprüche. Als Probe davon mögen die nachstehenden Verszeilen dienen, welche den treuherzigen Humor des kärntnerischen Volkes ganz besonders charakterisieren:

Küss' d'Hand, Herr Kaplan,
Und heit bind Ihnen an,
An' so an' tollen Herrn
Ham mer alle recht gern.

Ohne Trinkgeld geht es selbstverständlich nicht ab. Wer sich dazu nicht bequemen will, muß sich's schon gefallen lassen,

von oben bis unten mit „Dagen" (dem beim Brecheln abfallenden Staub) bestreut zu werden.

Im Lesachtal legt man ein Bündel Reiser auf den Weg und ein Blumensträußchen dazu. Da kommt auch das „Krageln" vor. Dieses besteht darin, daß man den Vorübergehenden ein Büschel Reiser um den Hals bindet.

Ist die staubige Arbeit vollendet, so wird für die Brechlerinnen ein ausgiebiges Mahl aufgetischt, bei welchem „Riegalan" und „geröschtate Krapfen" nicht fehlen dürfen.

Das Brecheln, das an manchen Orten einige Tage dauert und wobei sich oft die ganze Ortschaft beteiligt, findet zuweilen in der sogenannten „Brechelbraut" oder dem „Schimmelreiten" seinen Abschluß. Ähnliche Bräuche kommen in den meisten Tälern Kärntens vor.

Das Schimmelreiten.

Seht ihr dort am Brechelplatze den hohen aufgepflanzten Baum, an seinem Wipfel den mit einem Wergkranz umflochtenen Blumenstrauß? Wie flaggt das farbige Tuch im Winde! Es ist das Signal, daß heute abend „der Schimmel einreiten" wird.

Am frühen Morgen schon brachte ein weißgekleidetes Mädchen in einem mit allerlei Backwerk gefüllten Körbchen dem „Ritter" das in Reimen verfaßte Einladungsschreiben. Daß er kommen wird, hat er ganz zuverlässig zugesagt, darum verspricht man sich einen heiteren Abend, den die Brechlerinnen mit Sehnsucht erwarten. Wie beeilen sie sich, um ja recht bald mit dem Reste der Arbeit fertig zu werden!

Während die Dämmerung über die Berge sich niedersenkt, die Laute des Tages verstummen und nur noch die Brecheln im regellosen Takte klingen, werden in der Stube des nahestehenden Gehöftes alle Voranstalten für eine ländlich sittliche Abendunterhaltung getroffen. Alle halbwegs transportablen Einrichtungsstücke werden hinausgeschafft. Der mit frischem Linnenzeug gedeckte Tisch und das gewaltige Bukett, aus den letzten zusammengerafften Herbstblumen gewunden, geben der Stube ein völlig festliches Ansehen. Das Hinterstübchen wurde als Schankkeller hergerichtet; da steht auf einer provisorischen Tafel neben einer behäbigen Flasche geistigen Inhaltes Glas an Glas, wie ein wissensdurstiger Schülerkreis um den Katheder; an zwei zusammengeschobenen Stühlen wiegt sich ob der Elastizität der Bodendielen eine Kufe schäumenden Gerstensaftes. In der Küche draußen knistert das Feuer, brodeln die Töpfe auf dem Herde. Die Hausfrau darf man heute kaum anreden, sie hat vollauf zu schaffen, um die kulinarische Frage des Abends zu lösen: sie erwartet Gäste von weitem her, denen sie was Rechtes aufsetzen will.

Schon kommt ein Wagen angefahren, bald darauf ein zweiter. Die Stube füllt sich mit Gästen aller Art. Der Hausherr macht die Honneurs und kredenzt bald diesem, bald jenem ein frisch gefülltes Bierglas. Unter die Geladenen werden mit Wergkränzchen umwundene Sträuße von künstlichen Blumen verteilt, die sie ins Knopfloch des Rockes oder auf den Hut stecken.

Nach kurzer Toilette kommen die Brechlerinnen und nehmen an dem mit dampfenden Gerichten besetzten Tisch ihre Plätze ein.

Kaum daß sie mit dem Mahle fertig sind, erdröhnen Pistolensalven vor dem Gehöfte.

Der Ritter ist im Anzug.

Die liebe Jugend, weil klein von Statur, flüchtet sich auf Stühle und Bänke.

Musikanten lassen sich in der Vorlaube hören; ein Tusch, noch ein Tusch — und die Tür fliegt auf, ein Bursche kommt atemlos herein und geht auf den Brecheltisch los.

Ob sie den Ritter einlassen wollen? wo nicht, so ziehe er weiter, sagt er. — Er möge nur kommen, wird ihm einstimmig erwidert.

Da zeigt sich in der dunklen Öffnung der Stubentür ein weißer Pferdekopf, förmlich aufgezäumt und so täuschend aus Linnentüchern zusammengestoppelt, als ob der leibhaftige alte Schimmel vom Stall hereinblickte. Die Augen sind mit schwarzen Ringen bezeichnet, die Zügel aus Stroh geflochten.

Macht's auf Tür und Tor,
Der Brechelbrautritter is davor,
Tut's weg enkre Stühl und Bänk,
Der Brechelschimmel kimmt zu enk,

ruft eine Stentorstimme, während der Schimmel in seiner vollen Größe zum Vorschein kommt.

Wirklich eine geisterhafte Erscheinung! Und darauf der Ritter in weißen Hemdärmeln, den niederen Hut mit weidgerecht geschlichtetem Strohaufputz auf dem kühn erhobenen Haupte. Über die breite Krämpe seines Hutes fällt eine Schärpe auf die Schultern des Ritters herab.

Nach allen Seiten vor dem schaulustigen Publikum sich verbeugend, beginnt er im echten Volkston:

Ich reit herein durch stau und lau,
Grüß z'erst den Hausherrn und sei Frau,
Ich reit herein zum Brechelfest,
Grüß die Brechelbrautmutter und ihre Gäst,
Über neun Alm reit ich herein,
Über tiefe Graben und hohe Zäun.

Mit flammendem Gesicht entgegnet die Brechelbrautmutter hinterm Tisch:

Tät dir die Brechelbraut nit g'fall'n,
Was reitest herab von der Alm?

So geht der Reimkampf immer lebhafter fort und je derber die Späße, desto größer ist die allgemeine Heiterkeit. — „Der Ritter, der versteht's; so ein abgeschliffenes Maul hat keiner weitum; und wenn erst die Lori dazu kommt, so werden sie mit der Brechelbraut unter zwei Stunden nicht fertig, die weiß ihn gehörig abzutrumpfen und er bleibt ihr dann auch nichts schuldig", lispelt ganz leise ein gewiegter Landwirt seinem Nachbar ins Ohr. — „Schade, daß sie heute nicht da ist, sie hat erst vor einer Stunde absagen lassen." Warum? Jedenfalls beleidigter Künstlerstolz! Aber der Ritter ist weit hergekommen, er ist ein Meister in dieser Rolle und weit und breit gesucht, daher geht er auch auf Gastrollen über die Marken des Dorfes hinaus, was nicht jeder wagt, da er auf allerlei Sticheleien gefaßt sein muß und, wenn er nicht schlagfertig und redegewandt ist, gar leicht eine Schande für sein ganzes Dorf aufheben kann.

Der Ritter gestikuliert aber auch auf seinem nie ruhenden, bald die Brechlerinnen, bald das Publikum beunruhigenden Schimmel, daß es eine Freude ist. Obschon die meisten „Sager" stereotype Normen sind, merkt man es doch, daß er zeitweise nicht unglücklich extemporiert.

Der ganze Streit dreht sich um die Brechelbraut, einen Korb, gefüllt mit einem „Reindling" mit Krapfen, Äpfeln und Blumensträußchen, welchen die Brechelbrautmutter hinter dem Tische verborgen hält.

Als Intermezzo wird der Schimmel beschlagen. Ein berußter Schmied drängt sich mit seinem Gehilfen hervor; aber das ungeduldige Roß schlägt aus und beide liegen auf dem Boden. Sooft sie ihr Werk beginnen wollen, wiederholt sich die Szene, die von drastischer Wirkung auf das Zwerchfell der Zuschauer ist.

Der Ritter, hoch zu Roß, hatte seinen Paß mit Siegel und Petschaft hervorgezogen, um sich zu legitimieren, und, da die Beleuchtung des äußeren Schauplatzes manches zu wünschen übrig ließ, eine brennende Kerze zur Hand genommen: aber der aufgerollte Papierbogen kommt dem Lichte zu nahe und fängt Feuer, daß die hellen Flammen bis an die Decke emporschlagen:

Ist die Brechelbrautmutter frisch,
So geht sie über'n Tisch,
Ist sie aber krank,
Soll sie gehn nach der Bank.

Auf die Aufforderung des Ritters erhebt sich die zungenfertige Maid und besteigt mit ländlicher Grandezza, das Körbchen auf dem Kopfe tragend, den Tisch:

Die Brechelbrautmutter ist weiß und rot,
Ich glaub, der Spielmann ist schon tot.

Der Ritter ruft, seinen Hut schwenkend, den schläfrigen Musikanten zu:

Die Spielleut sein Schwarzenbacher,
Aufmachen werden s' am Karfreitag nacher.

Diese lassen sich das nicht zweimal sagen und spielen einen Ländler auf, welcher der Maid so gewaltig in die Füße schlägt, daß sie ganz zierlich über die Tischplatte tanzt bis an die äußerste Ecke hin. Der Ritter, der sich unterdessen vom Pferde geschwungen, nimmt sie in seine Arme, um mit ihr den Reigen zu eröffnen. Und die Brechelbrautmutter überreicht ihm das Körbchen samt Inhalt.

So schließt der Schwank mit einer kräftig munteren Tanzunterhaltung ab.

Das Passionsspiel.

Eines der beliebtesten Volksspiele, das sich eines besonderen Zulaufes erfreut, ist das „Christi-Leidenspiel". Soweit man's erfragt, heißt es, soll man gehen, und wenn man auch ein Paar Schuhe zerreißt. Der Ort, wo es vorzüglich gehegt und gepflegt wird, ist das Mittelgebirge des Glantales im Kärntner Unterlande. Von den Sörgerbauern wird es fast alle drei Jahre am Palmsonntag in Szene gesetzt. Auf freiem Felde wird eine gegen Wind und Wetter wenig geschützte Bühne errichtet. Das Spiel beginnt nachmittags nach dem Segen und dauert bis spät abends. Der Text ihres G'spiels ist eigentümlich, im Kärntner Ton gehalten, mit einigen Anklängen an das Tiroler Passionsspiel. Eine Vergleichung aller vorhandenen diesbezüglichen Texte müßte eine höchst interessante kulturgeschichtliche Studie geben.

Am meisten beschäftigt ist der Aufzieher der Kurtine, die nach wenigen Minuten herabgelassen wird. Die ganze Handlung ist nicht in Akte geteilt, sondern zerfällt in eine Reihe von Bildern aus der Leidensgeschichte, die mit der

Kreuzigung auf einem der Bühne nahen Hügel ihren Abschluß finden. Bei einer solchen Darstellung ereignete es sich, daß der Darsteller des Heilandes am Kreuz in seinem großen Eifer nach dem Wort: Es ist vollbracht! noch einmal sein Haupt erhob und mit lauter Stimme ausrief: „Was Mannsbilder seid's, nehmt's die Hüat ab."

Eine Szene aus dem Glantaler Passionsspiel möge hier noch angeschlossen werden.

Der Nachtwächter tritt auf mit einer Hellebarde.

Lost auf, ihr Kinder von Israel,
Wie schlagt die Uhr heint gar so schnell.
Hat neun Uhr g'schlagen.
Wer da!

Maria mit Johannes kommt ihm entgegen.

Maria: Ihr Wächter, saget mir,
So ihr da stehet hier,
Ist euch da vors Gesicht
Mein Liebster 'kommen nicht?
Er ist ganz weiß und rot,
Sein Lefzen wie Granot.

Wächter: Laßt nach, geliebte Braut,
Ruast nit so überlaut,
Wer weiß, kann ich euch nicht
Noch geben ein' Bericht.
Man hat heint diese Nacht
Ein' G'fang'nen hergebracht,
Gestoßen hin und her,
Geschlagen noch viel mehr.

Maria: Ach, liebster Wächter mein,
Mein Herz ist voller Pein.
O sag mir doch geschwind,
Wo ich mein' Jesus find.

Wächter: Madam weich aus
Und räum den Platz,
Vorbeigeführt wird dieser Mann!

Jesus wird vorbeigeführt.

Maria: O weh, o Schmerz, o Pein,
Das wird mein Jesu sein!
O lieber Jesu, himmlisch Lamm,
Wer greift dich also an,
Du hast niemand kein Leid getan.
Ach weh! ich sterbe heit
Vor lauter Leid.

Johannes führt Maria ab.

Wächter: Lost auf, ihr Kinder von Israel,
Wie schlagt die Uhr heint so schnell,
Hat zehn Uhr g'schlagen.
(Geht ab.)

Der Wiesenmarkt in St. Veit.

In St. Veit, der alten Hauptstadt des Landes, dem einstigen Sitze der Herzoge von Kärnten, das bis in die neueste Zeit sein mittelalterliches Gepräge behielt, wird alljährlich im Herbst ein vielbesuchter, weitberühmter Jahrmarkt abgehalten. Welches Gedränge und Getümmel gibt es da in den sonst so friedlichstillen Gassen der Stadt! Aber bei weitem nicht mehr wie vor Jahren! In der Bogenhalle des alten Wartturmes am oberen Platze war eine fast beständige Stockung, daß man oft weder vor- noch rückwärts konnte und sich mit Gewalt aus dem Menschenknäuel loslösen mußte — nun ist kein solches Gedränge mehr zu befürchten. Der alte Wartturm mit dem uralten aus Stein gemeißelten

herzoglichen Wappen, dessen Anblick uns in die Zeit der Troubadoure und Minnesänger versetzte, ist nicht mehr. Sein fester Bau, der durch Jahrhunderte allen Stürmen getrotzt, ist der Neuzeit, welcher die Romantik als ein längst überwundener Standpunkt gilt, zum Opfer gefallen. Eine offene, weiterhin erst in einem Sacke sich verengende Gasse führt auf die Jahrmarktwiese hinaus, wo sich in den Tagen nach Michaeli ein Marktgetriebe entfaltet, wie man es kaum irgendwo in Kärnten findet.

Sieh dort, am weiten Wiesenplan in der Nähe des Maraunberges, der düster und melancholisch sich in die freundliche Landschaft hereingelagert hat, am schilfreichen Ufer der Glan, erhebt sich neben dem altertümlichen Mauerwerk der Stadt gleichsam eine zweite aus Brettern leicht aufgebaute Stadt, die beim Einbruch der Dämmerung mit ihren zahllosen Lichtern uns magisch entgegenschimmert. Hütte reiht sich an Hütte, Zelt an Zelt — eine ganze Kette von Buden zieht sich am äußersten Ende des Marktplatzes hin, improvisierte Restaurationen mit künstlichen Herden, wo ausgekocht und Spirituosen aller Art ausgeschenkt werden, in deren Geheimnisse wir nicht weiter eindringen wollen. Eine große Menschenflut wogt unabläßig hin und wieder im bunten Gemenge. Absonderlich ausstaffierte Gestalten, meist Leute aus den untersten Volksschichten, Abdecker, Stürzlerleute umlagern die Zechtische bei den unter freiem Himmel errichteten Herden in ganzen Gruppen. Sie lassen der Freude die vollen Zügel schießen und ergötzen sich am schrillen, monotonen Geschnurr der Leier,' einem eigentümlich konstruierten Toninstrument. Daß es an den verschiedenartigsten Schaubuden nicht fehlt, kann man sich denken. Man weiß nicht, wohin man seine

Aufmerksamkeit wenden soll. Überall herrscht bewegtes Leben. Alles jagt dem Vergnügen nach. Der Markt scheint nur Nebensache zu sein. Nur am Pferdemarkt tritt das Vergnügen in den Hintergrund, da sieht man im Menschengewühle unter anderen in ihrer auffallenden Nationaltracht Steiermärker, Österreicher, die hier alljährlich bedeutende Einkäufe machen. Doch wir wollen uns in keine weiter detaillierte Schilderung von Marktszenen einlassen — es könnte des Guten zu viel werden —, sondern nur einen Blick in die Vergangenheit werfen, wo die Märkte in den Städten noch eine Bedeutung hatten.

Der Ursprung des St. Veiter Michaeli-Marktes ist in der grauen Vorzeit zu suchen. Schon Herzog Rudolf IV. erteilte in einer zu Haimburg am 25. Juni 1362 ausgestellten Urkunde den St. Veitern die Befugnis, am Sonntag, an welchem in der Kirche des Frauenklosters daselbst das Kirchweihfest begangen wird, einen Markt abzuhalten, und zwar solle vierzehn Tage vorher und vierzehn Tage nachher volle Freiung[1]) sein. Im Mittelalter, wo das Städtewesen sich mehr ausbildete und St. Veit als Hauptstadt des Landes der Knotenpunkt aller durch Kärnten führenden Handelswege war, gewann dieser Markt immer mehr an Bedeutung und gestaltete sich in der Folge der Zeit zu einem völligen Volksfeste.

Eine Eigentümlichkeit desselben war die feierliche Über-

[1]) Freiung — ursprünglich der Inhalt eines Marktrechtes, dann das äußere Zeichen dieses Rechtes, nämlich aus Holz geschnitzt ein ausgestreckter Arm, welcher in der Faust ein entblößtes Schwert aufrecht hält; endlich im weiteren Sinne jene Zeit, zu welcher dieser Arm (die Freiung) unter allerlei Gebräuchen umhergetragen wurde.

tragung der Freiung auf die Marktwiese. Schon vierzehn Tage vorher wurde diese unter Glockengeläute, das durch eine volle Stunde währte, am Hauptplatze aufgepflanzt. Am Marktsonntage selbst aber wurde es in den Nachmittagsstunden auf dem Platze lebendig, aus nah und fern strömten Leute herbei, um einem Aufzuge beizuwohnen, wie er in ähnlicher Weise nur bei der Burgfriedbereitung stattfand, an welchem die ganze Bürgerschaft, ja selbst der Stadtrichter und der ganze Rat sich beteiligten. Kopf drängte sich an Kopf, alle Fenster waren besetzt, wenn die mit Blumengirlanden und farbigen Bändern geschmückte Freiung vom Pfahle herabgelassen und unter Trompetenstößen der Stadtmusikkapelle den sechs bereitstehenden, stattlich herausgeputzten Bürgern übergeben wurde, welche diese nun in wagrechter Lage auf ihre Schultern nahmen, um sich dem Zuge anzuschließen, der sich bereits zum Gange auf die Marktwiese geordnet hatte. Den Zug eröffneten die Schinderleute, welche aus allen Gegenden Kärntens zusammengekommen waren, der Leyermann an der Spitze. Die schrillen Klänge seines Instrumentes übertönte das Trompetengedröhne der Stadtmusikanten, die ihnen auf dem Fuße folgten. An diese schloß sich ein Trupp berittener Bürger an, mit aufgestülpten Hutkrempen und mit Hellebarden. Nun kam die Freiung. Zu beiden Seiten schritten die Trabanten einher in geschlossenen Reihen als Ehrenwache. Es folgten sodann der Richter und der Rat der Stadt zu Roß mit dem Stadtschreiber in schwarzsamtenen und Scharlachgewändern. Der lange festliche Zug wurde durch einen Trupp berittener Bürger und eine Abteilung der Stadtmusikkapelle beschlossen.

Man kann sich die Aufregung und freudige Stimmung wohl denken, die bei diesem pomphaften Aufzuge in der ganzen

Stadt herrschte. Alles, was nicht durch die enge Bogenhalle des Wartturmes hinauskonnte, eilte auf Umwegen zur Marktwiese hinaus, wo sich ebenfalls eine große Masse von Neugierigen eingefunden hatte, die in gespannter Erwartung der Ankunft des Festzuges entgegensahen. Welche Freude spiegelte sich auf allen Gesichtern ab, wenn endlich der Zug in gemessenen Schritten mit klingendem Spiele, begleitet von einem unabsehbaren Menschengewimmel daherkam durch die enge Gasse, welche auf die Wiese hinausführt! Lauter Jubel erscholl, als die Freiung aufgepflanzt wurde, der plötzlich in lautlose Stille umschlug, wenn der Stadtschreiber seine Stimme erhob und mit dem stereotypen Anlaufe: „Hört und lost! Euch verkündet mein Herr und Stadtrichter fürstliche Freiung!" der lauschenden Menge die Freiheiten und Verbote für den mit Aufpflanzung der Freiung beginnenden Jahrmarkt verkündete.

In späterer Zeit übernahm dieses Amt der Gerichtsdiener, der nächst der Freiung auf einem Tische eine drollige Ansprache an das Volk hielt. Ein Witz übertraf den andern an Derbheit. „Wer Geld hat," sprach er unter anderem, „dem stehen alle die vielen Dinge, die da aufgestellt sind, zu Gebote, ohne Geld möge niemand etwas nehmen; wenn er dabei attrapiert wird, kommt er zu mir, ich hab' auch allerlei Artikel in meinem Kramladen: Armspangen, Bänder, Schnüre, eisenfeste Riegel u. s. w." Nach dieser Rede zerstreute sich die Menge und der Markt nahm seinen Verlauf.

Zur Einhebung des Standgeldes wurden vom Stadtrichter und Rat eigene Hüttenmeister bestimmt, die für ihre Mühe vier Pfund Pfennige als Remuneration erhielten, auch Aufseher wurden bestellt, „damit kein betrüglich und verbotenes Spiel geübt werde mit falschen Würfeln. Sie mußten die

Sparkrüge stets in der Hand halten, zur Einsammlung des Spielgeldes, und in den Spielhütten stehen."

Ein großartiges Scheibenschießen wurde ausgeschrieben, an welchem alle Schützen gratis teilnehmen konnten. Noch jetzt sind einige Marktscheiben mit humoristischen Sprüchen aus dem vorigen Jahrhundert in der St. Veiter Schießstätte zu sehen.

Die einfachste Form dieses Brauches erhielt sich bis auf unser Jahrhundert und wurde erst vor einigen Dezennien als nicht mehr zeitgemäß abgestellt; in neuester Zeit jedoch wieder gestattet als eine alte volkstümliche Gepflogenheit, die gerade nichts Anstößiges an sich hat. Nun wird die Freiung unter Begleitung des mit einer Hellebarde bewaffneten uniformierten Gemeindedieners mit Musik auf die Marktwiese hinausgetragen. Die „Schinderleute" mit der Leyer haben wieder den Vortritt. Sie lassen sich dieses alte Recht nicht nehmen, das, nun ohne Bedeutung, in der Vergangenheit seine Erklärung sucht. Die Schinderleute, welche in den früheren Jahrhunderten im Lande gleich den Parias in Indien mit Verachtung behandelt wurden, durften sich auch bei Volksfesten sonst nirgends sehen lassen. Nur für die Dauer des St. Veiter Marktes wurde vermöge der Marktfreiheiten diese allgemeine Verachtung gleichsam sistiert und ihnen die Beteiligung am Volksfeste gestattet. Die sonst aus aller Volkslustbarkeit Verbannten eröffneten auch, als wollten sie die erste Minute der kurzen Gleichberechtigungsfrist benutzen und offen ihr Recht zur Schau tragen, den Festzug und eröffnen ihn dem alten Herkommen gemäß auch heute.

Aus dem Gailtale.

Sitten und Bräuche der Gailtaler.

Reich an alpinen Landschaftsbildern, wie das Möll- und Maltatal, ist das Gailtal. Am Ausgange desselben in die herrliche Villacher Ebene erhebt sich der Rigi Kärntens, die Villacher Alpe (6414 Fuß), mit ihren fast senkrecht abfallenden Felswänden. Weiter westlich in der Nähe des Vorortes Hermagor der Gartnerkofel (6980 Fuß), mit seinen kammartig in die Luft starrenden Felszinnen, in dessen Mulden die Wulfenia carinthiaca wuchert,[1]) weiterhin zeigt sich der mächtige Reißkofel (7472 Fuß), das Jaukengebirge, die Kellerwand mit ihrem kleinen Gletscheransatz und dem idyllischen Alpentale „Auf der Plecken" und der Polinigg, an dessen Fuße die Ortschaften Mauthen und Kötschach, in höchst pittoresker Lage sich befinden. Im hochgelegenen Lesachtale mit dem imposanten Klostergebäude am äußersten Ende desselben, in einer Alpeneinsamkeit, wo man kaum mehr eine menschliche Wohnung vermutet, erheben sich die Unholde und der Monte Paralba, welche die Blicke des Touristen fesseln.

[1]) Eine sonst nirgend vorkommende, in blauen Rispen blühende Alpenpflanze aus der Tertiärzeit. — D. Hrsg.

Auch ein paar nicht unbedeutende Wasserfälle im Kronhofer, Straninger und Nölblinger Graben und einige kleinere Seen hat das Tal aufzuweisen, unter diesen der vielbesuchte Alpensee in der Wolaya mit großartiger Felsumrahmung.

Nach dieser landschaftlichen Rundschau, die man uns zu gute halten wolle, da das Tal wenig bekannt ist, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der dortigen Bevölkerung zu.

Diese zerfällt in drei, durch Sprache, Tracht und Sitte voneinander unterschiedenen Gruppen.

Im Untergailtale wohnen Slawen — ein in sich völlig abgeschlossenes Völkchen — mit der auffälligen Tracht des weiblichen Geschlechtes: dem kurzen, kaum über das Knie reichenden dunklen Rock, so daß das zierliche rote Strumpfband sichtbar ist. Im Obergail- und Lesachtale finden wir Deutsche, die sich von den übrigen Deutschen Kärntens wenig unterscheiden, nur daß der italienische Typus hie und da vorschlägt; während sich die Lesachtaler in Tracht und Sprache als Tiroler manifestieren — da begegnen wir, wie im Pustertale, den gelben Schürzen und den spitzen Filzhüten, Wolkenklieber genannt. Ihrer Gewandtheit in Handel und Wandel, die sie sich als Viehhändler auf ihren weiten Reisen erworben haben, — oft wandern sie mit ihren Schafherden bis nach Paris — verdanken sie den etwas anrüchtigen Beinamen Wedler.

Die wellenförmig sich hinziehenden Alpen an der Grenze Italiens laden zum Betrieb der Viehzucht und Milchwirtschaft, die dunklen Forste in den vielverzweigten Gräben mit ihrem Holzreichtum zur Holzindustrie ein.

Milchwirtschaft, Viehzucht und Holzindustrie, diese drei bilden die fast ausschließliche Erwerbsquelle des Gailtalers.

In den tiefen Gräben arbeiten Bretterſägen in raſtloſer Tätigkeit, wobei ganze Kolonien von Holzarbeitern Beſchäftigung finden. Erſt ſeit den Dreißigerjahren wird die Holzabſtockung hier im großen betrieben. Italieniſche Spekulanten kauften ganze Waldparzellen und bauten Sägemühlen. Die Talbewohner legten dagegen Proteſt ein, Kommiſſion auf Kommiſſion erſchien in den einſamen Bergſchluchten — alles vergeblich, ſo wurden die Berge an ſo manchen Stellen mehr oder weniger ihres Schmuckes beraubt. In neuerer Zeit verlegen ſich auch Einheimiſche auf die Holzſpekulation, aus allen Gräben ertönt nun das Hoi! Hoi! der Holztreiber. In der Nähe von Mauthen wurde eine Zündhölzchen-Hobelfabrik errichtet, während dieſes Geſchäft vor wenigen Jahren noch ärmere Talbewohner betrieben.

Auf den Alpenmatten weiden den Sommer über zahlreiche Rinderherden. Im Untergailtale, wo ſich auf Anregung der kärntneriſchen Landwirtſchaftsgeſellſchaft eine Käſereigenoſſenſchaft gebildet hat, wird auf der Egger- und Feiſtritzer Alpe, im Obergailtale auf der Plecken, auf der Unterberger und auf der Walliſchalpe die Käſeerzeugung lebhaft betrieben.

Ein wahres Freudenfeſt iſt der Auftrieb und Abtrieb von der Alpe. Beim Auftrieb, gewöhnlich am Veitstag (15. Juni), dürfen die Kühe nicht aufgeputzt werden, höchſtens daß der Halter ein Blumenſträußchen ſich aufſteckt und der Stier die Ehre hat, das „Melkſechterl“ an den Hörnern zu tragen. Es darf dabei kein Mutwille getrieben werden, ſonſt hat man kein Glück auf der Alm.

Um ſo toller geht es beim Abtrieb von der Alpe um Mariä Geburt her. Faſt alle Kühe ſind mit Kränzen aus Almblumen und mit den auf langen Schnüren angereihten

roten Fruchtknoten der wilden Rose geschmückt. Im Aufputz des Stieres schwankt eine lange Hahnenfeder. Nicht wenige der heimkehrenden Rinder tragen Schellen oder „Tuschglocken". Wenn eine Herde unter Vortritt der Leitkuh dem Gehöfte des Alpherrn sich naht, erdröhnen Böllersalven als Freudengruß durch die Lüfte.

Hat sich jedoch auf der Alm irgend ein Unglück ereignet, so geht der Abtrieb in aller Stille vor sich. Dann werden die Kühe nicht aufgeputzt und man hört keinen Böllerknall, das sonst so freudig durch die Bergschluchten „hilldernde" Gejauchze verstummt.

Obschon das Gailtal zu der von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Emanuel Hermann herausgegebenen Sammlung der Kärntnerlieder verhältnismäßig nur wenig beigetragen hat, wird das Lied hier nicht weniger als anderwärts gepflegt. Vierzeiler oder Schwazliedlan hört man hier seltener als im Kärntner Unterlande; aber es vergeht kein Feierabend und kein Feiertag, an welchem nicht gesungen wird, oft bis tief in die Nacht hinein; meist sind es Soldaten- oder Liebeslieder, die aufs Tapet gebracht werden. Besonders melodisch ist der Gesang der slowenischen Mädchen; eine sinnbestrickende Wehmut klingt aus demselben heraus.

Die Gailtaler sind ein munteres, aufgewecktes Völklein, rauh und frisch wie der Wind, der von den Bergen herab durch das Tal saust, und nicht ohne Mutterwitz; so manche tüchtige Männer, die in irgend einem Fache Hervorragendes geleistet und noch leisten, sind aus diesem sowie aus dem nahen Mölltale hervorgegangen.

Die Lebensweise des Gailtalers ist höchst einfach. Seine Hauptnahrung bildet die Polenta, die ihn tagtäglich daran

erinnert, daß er im Grenzbezirke gegen Italien wohnt. Zu seiner Bekleidung gibt noch immer selbsterzeugter Loden den Stoff, wenn schon der Hausierhandel und die Mode diesem das Gebiet immer mehr streitig machen. Ein besonderer Zug seines Charakters ist eine Hinneigung zur Sparsamkeit. Zehnmal wendet er den Gulden um, bis er ihn ausgibt. Aber an Kirchtagen und bei Hochzeiten, da kennt seine Großmut keine Schranken, da gilt es, sich sehen zu lassen, und wenn auch eine Kalb'n draufgeht, wie er sich ausdrückt — der Tisch muß unter der Last der Gerichte sich biegen, hoch und lustig muß es hergehen.

Im Obergailtale erhält am Kirchtag jeder Dienstbote im Hause zwanzig Paar Krapfen, gewöhnlich aus Roggenmehl, und einen Laib Brot, und auf dem Tische darf das charakteristische Kirchtagsgericht: das Lunkmuß, bestehend aus Mehl, Milch und Weinbeeren, nicht fehlen. Der Tanzboden im Wirtshause bildet, wie überall, den Mittelpunkt der ganzen Kirchtagsfreude. Die Burschen aller benachbarten Ortschaften werden mit Musik abgeholt und ziehen unter Pöllerknall in das Dorf ein.

Im Untergailtale bei den Slowenen ist es die gewöhnlich auf dem Kirchenplatze stehende Linde, um welche sich die ganze Kirchtagslust bewegt. Auf einem unter deren Ästen angebrachten Holzgestell sitzen die Musikanten. Die Linde ist den Slowenen noch immer ein geheiligter Baum. Den Tanz unter der Linde eröffnet jedesmal ein religiöses Lied. Erst nach Absingung desselben darf der Tanz beginnen, bei welchem an einer althergebrachten Tanzordnung festgehalten wird, denn die Linde darf weder durch Zank- noch Streithändel entweiht werden. Auch dürfen nur ledige Personen am ersten

Tage des Kirchweihfestes an diesem Tanze teilnehmen. Abseits der Linde stehen und sitzen die Mädchen in dichtgedrängter Schar in blühendweißen Hemdärmeln, mit dem eigenartig am Busen befestigten buntfarbigen Tuche. Die Burschen holen sich, indem sie ihnen die mit Wein gefüllte Zinnkanne zubringen, eine nach der andern heraus. Nach einer Gesangstrophe beginnt der hüpfende „Hohe Tanz", der nur einige Minuten dauert und dreimal wiederholt wird, worauf erst die landläufigen Tänze folgen. Diese Regel gilt für alle am Tanzvergnügen Teilnehmenden. So geht es fort, bis die Dämmerung hereinbricht. Wenn die Aveglocke ausgeklungen, soll kein Mädchen unter der Linde mehr sich sehen lassen.

In Windisch-Feistritz wird das sogenannte Kufenstechen aufgeführt, das viele Ähnlichkeit mit dem Lanzenstechen der Fischer am Starnberger See hat, welche ein in Manneshöhe über dem Seespiegel angebrachtes Faß im Vorbeifahren in Trümmer schlagen.

Das Kufenstechen.

Dieses Kampfspiel wurde vor Zeiten in den meisten slowenischen Ortschaften des Untergailtales an Kirchtagen unter großem Zulauf des Volkes aufgeführt. In neuerer Zeit jedoch ist es immer mehr und mehr in Verfall gekommen und hat sich nur in Feistritz an der Gail noch erhalten, wo das Kufenstechen immer noch einen integrierenden Teil der Kirchtagsfreuden bildet.

Feistritz ist das größte slowenische Dorf des Tales; es zählt über hundert Nummern. Die Häuser, die zu beiden Seiten des Achomizbaches lange Gassen bilden, haben fast

alle dieselbe Physiognomie. Sie bestehen aus einem gemauerten Unterbau für Wohnungen und einer über derselben aus Brettern gezimmerten Scheune, mit einer einfachen Holzgalerie. Über die Häusergruppen erhebt sich auf einem schroffen Felsvorsprung die ansehnliche Pfarrkirche, an der Stelle gebaut, wo weiland die alte Burg Schorffenstein stand, von der noch ein gedeckter Bogengang erhalten ist. Der etwas steile Anstieg ist lohnend in landschaftlicher und architektonischer Hinsicht, denn das Innere der Kirche bietet manches Bemerkenswerte; namentlich einen kleinen, aber geschmackvoll ausgeführten Marmoraltar, der an seiner Rückseite die Jahreszahl 1662 trägt, und einige in der Wand eingelassene guterhaltene Grabsteine. Von diesem Höhenpunkte aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die anmutig gelegenen Ortschaften des Mittelgebirges, mit den Bleiberger Höhen im Hintergrunde. Gerade vor uns erhebt sich in voller Majestät der Dobratsch (die Villacher Alpe), dessen schroff und steil abfallende graue zerklüftete Kalkwände uns die furchtbare Katastrophe ins Gedächtnis rufen: jenen gewaltigen Bergsturz, der im Jahre 1348 viele Ortschaften verschüttete. Zu unseren Füßen liegt, wie ein offenes Buch, das Dorf Feistritz, durchschnitten vom Bache, der mit starkem Gefälle dem Gailfluß zueilt.

Dieser Bach soll, wie die Sage geht, für gedachte Ansiedlung den Grund gelegt haben. Nach dem Absturz des Dobratsch versumpfte der Talgrund, weil die Gail, in ihrem Laufe gehemmt, die Ufer überflutete. Der Achomiz-Bach aber führte aus den Gräben am Fuße der Göriacher Alpe Schuttgeröll und Humus zu Tal und schuf so festen Boden, wo die Leute in der Folge Wohnsitze bauten.

Die langgestreckte Dorfgasse durchwandernd, trifft man dort, wo sich diese zu einem geräumigen Platze erweitert, insgemein Trate genannt (vom slowenischen trata: Wiese), zunächst der Fahrstraße einen eingerammten Pfahl, der seiner sonderbaren Form halber unsere Aufmerksamkeit fesselt.

Diese graue verwitterte Holzsäule, mit eingeschnittener Jahreszahl, deren oberes Ende einen meterlangen dünnen Zapfen bildet und wie eine aufrechtstehende Achse aussieht, dient zur Aufnahme der Kufe (Faß); der Ober- und Unterboden wird zu diesem Zwecke durchlöchert, so daß die Kufe um den Zapfen wie ein Rad um die Achse sich drehen kann.

In der Mitte dieses großen, von Häusern umsäumten Dorfplatzes standen vor Jahren zwei mächtige Fichten, wahre Prachtexemplare, die ihresgleichen in der waldigen Landschaft suchten. Unter ihren dichten und schattenreichen Ästen befand sich das Holzgestell für die Musikanten. Durch eine lange Reihe von Jahren tobte hier an Kirchtagen der fröhliche Reigen, bis diese hehren Veteranen der Baumwelt bei dem großen Brande 1865, der das ganze Dorf in dem kurzen Zeitraum von einer Stunde in Asche legte, zu Grunde gingen.

An ihrer Stelle wurden zwei Lindenbäumchen gepflanzt und mit einem schützenden Zaun umfriedet; doch wird noch viel Wasser die Gail hinabfließen, bis sie die herrlichen Fichten werden ersetzen können. Dieweilen tanzt die slowenische Dorfjugend unter der Linde auf dem oberen Platze vor dem Posthause.

Am Pfingstmontag, wenn der Himmel freundlich herniederschaut und die Alpen ringsum im goldigen Sonnenschein leuchten, füllt sich die Trate mit Neugierigen, die von allen Seiten zu Fuß und zu Wagen herbeikommen. Es gibt

ja hier ein Schauspiel, das man sich seiner Eigenartigkeit wegen immer gern anschaut.

Wenn die Mittagsglocke verklungen, zieht die Musikbande mit klingendem Spiele auf.

Auf schweren, robusten, mit farbigen Wollkotzen bedeckten Fuhrmannspferden kommen die mutigen Reiter, zumeist junge, kräftige Burschen mit frischen, fröhlichen Gesichtern, daher, den schweren Eisenstecken in der Rechten, auf dem Haupte die seidene Zipfelmütze, deren Quaste auf den Rücken herabfällt.

In gemessener Entfernung vom Pfahle, an welchem die Kufe — die einige Zeit im Wasser gelegen haben muß, damit sie länger Widerstand zu leisten vermag — aufgepflanzt ist, wird haltgemacht. Da werden slawisch-nationale Lieder gesungen. Auf einen Trompetenstoß setzen sich die Reiter wieder in Bewegung, die Rosse greifen aus und schütteln die mit roten Bändchen durchflochtenen Mähnen. Einer nach dem andern reitet an der Kufe vorbei, derselben nur einen siegesfreudigen Blick zuwerfend. Am unteren Ende des Platzes sammeln sich die Reiter und der Ritt beginnt aufs neue.

Nun gilt's der Kufe.

Mit verhängtem Zügel im Galopp sprengen sie in der gleichen Ordnung so knapp als möglich an der Kufe vorüber. Jeder ist möglichst bemüht, der Kufe einen tüchtigen Stoß oder Schlag zu versetzen. Es gehört ein kraftvoller Arm dazu, um den schweren Eisenstecken mit Sicherheit zu schwingen.

Jeden Luftstreich begleitet lautes, fröhliches Gelächter, jeden sicheren Treffer weithallendes Gejauchze. Manchmal geschieht es, daß der Eisenkolben abprallt und das Pferd streift, so daß es mit dem schwankenden Reiter über Stock und Stein davonrennt.

Diese Kraftprobe wiederholt sich so lange, bis die Reifen abfallen, die Dauben aus den Fugen gehen und die Kufe in Trümmer fällt. Die abgefallenen Reifen werden dann von einem Burschen aufgelesen und nacheinander in die Höhe gehalten. Die in Karriere vorbeisprengenden Reiter fassen dieselben mit dem Eisenstecken auf.

Der Kranz aus künstlichen Blumen aber, welchen ein schmuckes Mädchen am Pfahle aufsteckt, gehört dem Sieger, der die Kufe mit einem wuchtigen Streiche zertrümmerte.

Die Anschaffung des Kranzes obliegt den heiratsfähigen Mädchen des Dorfes. Jedes steuert gewöhnlich einen Silberzwanziger dazu bei. Dafür hat der Held des Tages die Verpflichtung, die Mädchen mit Wein, welcher mit Zucker gemischt getrunken wird, zu traktieren, und mit der Spenderin des Kranzes den Tanz unter der Linde zu eröffnen. Der Tanz bildet den nicht minder geräuschvollen zweiten Teil des nationalen Festes.

Die Hochzeitsbräuche der Deutsch-Gailtaler.

Den Hochzeitsbräuchen dieses Völkchens ist so manches eigen, das einer Schilderung wert ist; um jedoch Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir diese nur skizzieren.

Nach der Vorstellung im Pfarrhofe wandern die Braut und der Bräutigam ohne jedwedes Abzeichen separat mit ihrem Ladmann, den der „Buschen" am Hute und der „Laderstock" charakterisiert, von einer Ortschaft zur andern, gewöhnlich in hastiger Eile. In jedem Hause werden sie mit Strauben, Geist (Branntwein), Kaffee ꝛc. bewirtet und schließ-

lich drückt der Hausvater der Braut eine Silbermünze mit einem Segenspruche in die Hand.

Am Vorabende des Hochzeitstages findet im Hause der Braut das Kranzelpint statt: ein Festessen mit Musik und Tanz, an welchem die ganze Ortschaft sich beteiligt. Noch ehe die Sonne zur Rüste geht, wird der Brautkasten überführt. Wohnt die Braut hoch oben in einem Berggehöfte, so fahren die Brautkastenführer zuweilen abseits des schmalen, steinichten Weges kerzengerade über eine steile Leiten nieder. Um dieses Bravourstück regelrecht auszuführen, braucht jeder Kastenführer ein „kuhmaulvoll Geist". Bei der Klause, der aus Fichtenbäumchen am Wege errichteten Pforte, mit farbigen Tüchern geschmückt und mit einer Kette abgesperrt, werden sie von der maskierten Klausenwache aufgehalten. Da spielt sich eine muntere Szene ab. Nach langem Debattieren und nach Entrichtung des Mautgeldes wird endlich die Kette gelöst und der schwere Leiterwagen mit dem Brautkasten und dem in ein Leintuch eingepackten Plunder rollt unter Gesang und Gejauchze der Burschen durch das Fichtentor weiter. Auch bei der Fahrt zur Kirche, besonders wenn die Braut oder der Bräutigam auswärts heiratet, findet dieser Brauch statt.

Am Hochzeitsmorgen durchschwirren die Luft Musikklänge, bald aus dieser, bald aus jener Richtung kommend. Der Ladmann geht mit den Musikanten von Haus zu Haus, um die geladenen Gäste abzusuchen, das heißt zum Frühstück zu rufen, das im Hause der Braut und des Bräutigams eingenommen wird. Dieses besteht aus Knödelsuppe, Eingemachtem, Kraut mit Wurst und Speck ꝛc., und „Kletzensuppe" als Konfekt. Wie man sieht, werden bei Gelgenheit einer Hochzeit ziemlich große Anforderungen an den Magen gestellt.

Nach geschehener „Abbitte" werden die aus der ganzen Umgegend requirierten Gefährte bestiegen, um zum Pfarrhof zu fahren. Die Älpler müssen freilich zu Fuß bis zur Talsohle wandern. Daß bei dieser Fahrt Gesang und Gejauchze die Luft erschüttert, um jung und alt in die Dorfgasse zu locken, versteht sich von selbst.

Haben sich Braut und Bräutigam und alle zur Hochzeitsfeier erbetenen Funktionäre im Pfarrhofe zusammengefunden, so ordnen sich die denselben umlagernden Hochzeitsgäste zum Kirchgang.

Betrachten wir ihn näher. Voran schreitet die Musikkapelle, einen lustigen Marsch intonierend, ihr folgt die Schar der Burschen und Mander (Männer), mit künstlichen Blumensträußchen am Hut, dessen oberster Rand ein kirschrotes Band schmückt; dann der Bräutigam mit seinem Führer, nach kurzer Unterbrechung die Kranzeljungfer, auf einem blanken Teller den Brautkranz und die Eheringe tragend — endlich die Braut im weißen, das Haupt verhüllenden Schleier, mit dem glitzernden breiten vergoldeten Brautgürtel. Die Mädchen und Frauen bilden den Schluß des Zuges, der unter Glockengeläute, Gesang und Musik in das Portal der Kirche mündet. Schaulustige aus der ganzen Umgegend haben sich zu diesem Aufzuge eingefunden, der wirklich einen höchst malerischen Anblick gewährt.

Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch den Lebens-Mai;
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Diese Verse kommen einem unwillkürlich in den Sinn, wenn man die Braut im Sonntagsstaat in holder Scham,

voll seliger Hoffnungen daherschreiten sieht; gar bald schwindet die Jugend, welkt die Schönheit bei der harten Arbeit dahin, und nicht selten löst sich die schöne Harmonie des Hochzeitsmorgens — in Disharmonie auf.

Im Gotteshause legt die Braut den Schleier ab und trägt, wenn sie Jungfrau ist, den weißen Kranz aus künstlichen Blumen auf dem Haupte. Der Bräutigam nimmt, wie man sagt, vier geweihte Palmwuzel (Blütenkätzchen der Weide) während der Trauung in die Schuhe. Das bringt eheliches Glück.

Vor der Trauung findet der Opfergang statt. In derselben Ordnung wie beim Einzug schreiten die Hochzeiter zweimal um den Altar und die kleinen Geldmünzen (gewöhnlich Kupferkreuzer), die vorher geküßt werden, fallen klirrend auf den an der Altarecke bereitstehenden Opferteller.

Nach der Kopulation wird der Johannessegen getrunken. Der Bräutigam und der Brautführer werfen, dieser im Namen der Braut, mit vollen Händen Kupfermünzen unter die zahlreich versammelte Dorfjugend, die dann auf dem Boden um diese sich balgt. Ein Brauch, der bei keiner Hochzeitsfeier des Haussegens wegen unterbleiben darf.

In derselben Ordnung setzt sich nun der Hochzeitszug zum Gasthause, wo die Hochzeitstafel stattfindet, in Bewegung. Der Gastwirt kommt den Brautleuten mit einer Flasche Wein vor die Haustür entgegen. Während dieses Willkommentrunkes spielt die Musikkapelle ein aufmunterndes „Stückl" auf und zieht dann als Vortrab in die gastlichen Hallen ein.

Alle Zimmer und Stuben sind mit gedeckten Tischen besetzt, denn es nehmen oft über hundert Personen an der Festtafel teil. Der Brautführer hat Ordnung zu schaffen und zu

sorgen, daß jede Hochzeiterin einen „Beisitzer" hat, der sie zum Tanz führt; wofür sie ihn mit einem Paket Zigarren regaliert. Die Hochzeitstafel, bestehend aus einer Anzahl von Fleischgerichten, bei welcher nur weißer Wein aufgetischt werden darf, dauert bis in die Nacht hinein. Ganze Berge von „B'schadessen" werden beiseite gelegt. Nach dem Braten erscheinen die Musikanten, die bisher das junge Volk im Tanzlokale in der heitersten Stimmung erhielten, mit ihren Blechinstrumenten in der Stubentür und blasen einen Tusch um den andern, daß es in den Ohren gellt; während der Brautführer, mit einem Teller in der einen Hand, eine Flasche Wein in der andern, das Musikgeld sammelt.

Während der Ehrentänze am Schlusse der Tafel geht man ans Brautstehlen. Die Braut wird hinter dem Rücken des Brautführers in ein anderes Gasthaus entführt, wo sich auch ein Teil der Hochzeitsgäste einfindet. Da wird nun auf Kosten des Brautführers gezecht, eine Flasche Wein nach der andern und ganze Schüsseln voll kandierter Mandeln werden als Zugabe aufgetragen; die Lustigkeit schlägt immer höhere Wogen. Um die aufgeregten Geister ein wenig zu dämpfen, bringt der gefällige Wirt einen Riesen-Kaffeenapf herein, aus welchem die braune Melange in die Gläser geschöpft wird. Endlich erscheint mit etlichen Musikanten der Brautführer, der sich freilich so manche harmlose Sticheleien gefallen lassen muß, um die Braut wieder abzuholen. Es ist schon vorgekommen, daß man die Braut durch das Fenster entführte, wenn ihr Führer an der Tür des Tanzsaales allzu scharfe Wache hielt.

Im Lesachtal war das Gürtelwerfen im Brauch. Im Pfarrhof, wo die Leute sich versammeln, umgürtet der

Bräutigam seine Braut. Dabei trachtet er ihr den Brautgürtel „über den Kopf" zu werfen, was sie zu verhüten sucht, indem sie flink ausweicht. Gelingt es ihr, so behält sie die Herrschaft im Hause.

Vor Mitternacht machen sich die Neuvermählten auf den Heimweg. Alles begleitet sie bis in die Vorlaube. Die Musikanten spielen zum „Hamziehn" einen Steirischen auf und das junge Ehepaar macht noch, ehe es das Gasthaus verläßt, am holperigen Parkett der Vorlaube ein Tänzchen. Der Volksmund sagt: damit man das Kreuz nicht nachziehen hört. Die Musikkapelle gibt den Neuvermählten noch eine Wegesstrecke das Geleite, und so wandern sie mit den nächsten Verwandten beim matten Schimmer einer Stallaterne im Dunkel der Nacht ihrem oft weit entlegenen Gehöfte zu. Die Tür desselben finden sie verschlossen. Erst nach längerem Parlamentieren wird sie geöffnet und die alte Mutter oder wer sonst das Mahl bereitet hat, das schließlich noch im Hause eingenommen wird, überreicht der Braut einen Laib Brot, die Gewölbschlüssel und zuweilen auch eine Henne, die sie schnell fallen läßt. Bleibt die Henne im Hause, so bedeutet das Glück in der Ehe.

Hochzeitsbräuche der Gailtaler Slowenen.

Die Gailtaler Slowenen sind renommierte Pferdezüchter. Die üppigen, saftgrünen Moorwiesen im Untergailtale, welche fast die ganze Talsohle bedecken, bieten dazu die beste Gelegenheit. Hier finden wir hochgewachsene kräftige Gestalten in der kleidsamen, der krainischen ähnlichen Tracht. Die meisten unter ihnen sind gewandte Reiter. Wie die Ungarn

auf der Pußta schwingen sie sich auf den Rücken eines der ledig auf weitem Moore weidenden Pferde, um ohne Zaum und Zügel damit fortzugaloppieren.

Am Hochzeitsmorgen erscheinen die Burschen hoch zu Roß, oft bei vierzig an der Zahl. Die Pferde vom schweren Schlage sind mit roten Bändchen zierlich aufgeputzt. Von einem Sattel ist natürlich keine Rede, diesen ersetzt ein einfacher Wollkotzen. An ihrer Spitze reitet der Fähnrich mit dem Bräutigam. Der Fähnrich trägt ein rotes, zuweilen die Nationalfarben zur Schau tragendes Fähnchen. Im raschen Galopp setzt sich der Reitertrupp in Bewegung, um die Braut, die oft in einer entfernten Ortschaft wohnt, abzuholen.

Vor dem Hause der Braut wird haltgemacht und ein nationales Lied angestimmt. Bräutigam und Fähnrich springen vom Pferde, um in das Haus einzutreten. Aber der Schutzmann (Brautführer) kommt ihnen drohend mit einer Ofengabel entgegen.

Wer seid ihr und was wollt ihr da?

Der Fähnrich, der den Vorredner macht, spricht:

Wir bringen eine rote Nelke fein,
Und ihr habt ein schönes Röselein,
Wollen beide binden zu einem Strauß,
Drum gebt das Röselein heraus.

Der Schutzmann erwidert:

Wollt ihr sein brave Leut,
Muß ich sein davon überzeugt,
Daher tut auf meine Fragen
Mir richtig die Antwort sagen.

Der Schutzmann stellt nun allerlei Fragen, gewöhnlich religiösen Inhalts, nach deren richtigen Beantwortung er die Braut vorzuführen hat.

Anstatt der Braut jedoch holt er ein altes häßliches Weib herbei, das mit schallendem Gelächter empfangen wird. Die Alte lacht mit und zieht schnell wieder ab. Darauf wird die Kranzeljungfrau vorgeführt. Doch so schmuck und lieblich diese auch aussieht, der Bräutigam kann sich mit ihr nicht begnügen. Endlich erscheint die Braut selbst im Festschmuck: mit dem kurzen dunklen Rocke, dem buntfarbigen Busentuche, die gefaltete weiße Haube auf dem Haupte. In neuerer Zeit wird diese gewöhnlich mit einem bunten Tuche ersetzt. Die wollsamtene Slowanka mit dem ausgeschagenen Hemdkragen, über welche die zierlich geflochtenen Zöpfe niederhängen, und der breite, mit allerlei Zieraten ausgenähte lederne Brautgürtel vollenden ihren Anzug.

Braut und Bräutigam besteigen nun den bereitstehenden Wagen; vor Zeiten sind sie geritten. Der Fähnrich mit dem Reitertrupp sprengt voraus und rasch geht es zur Kirche.

Bei der errichteten Brautsperre (Klause) wird der Zug aufgehalten und die Braut hat nach ihren Vermögensverhältnissen den Burschen der Ortschaft ein Lösegeld zu entrichten. Ist sie Jungfrau, so wird ihr auf einem Teller mit einem Glas Wein ein Kranz dargereicht. Heiratet ein Bursche des Dorfes in eine andere Pfarre, so machen die Gitschen (Mädchen) die Sperre. Wenn er nicht beliebt ist und sein Lösegeld zu karg ausfällt, wird ein „Schab Stroh" angezündet und der Bräutigam „ausgeräuchert". Den ganzen Weg hin zur Kirche erschallen nationale Lieder abwechselnd mit frohem Gejauchze.

Nachdem die Pferde versorgt sind, findet der Einzug in die Kirche unter Begleitung der Musikkapelle statt. Der Fähnrich hat den Vortritt. Vor dem Altare beim Opfergang schwenkt er dreimal die Fahne. Zu erwähnen ist noch, daß der Bräutigam einen Laib Brot und eine Wurst als Opfer auf den Altar legt.

Nach der Kopulation beim Auszug aus der Kirche bleiben die Brautleute an der Pforte stehen und nehmen da von den Verwandten kleine Geldgeschenke in Empfang. Die Braut wirft einen Teil davon rückwärts, der Bräutigam vorwärts unter das Volk. Der Rest davon wird in den nächsten Brunnen geworfen, damit sie der Herr mit reicher Nachkommenschaft segne.

Von der Kirche geht der Zug zunächst zum Hause des Bräutigams, wo die alte Hausmutter dem Brautpaare mit einem Laib Brot, auf welchem zwei Schlüssel in Kreuzform liegen, entgegenkommt.

Von der Gottesgab,
Die nie mangeln soll, schneid ab,

spricht sie zur Braut, die das Brot in Stückchen schneidet und unter die umstehenden Armen verteilt. In das letzte Stückchen wird eine Geldmünze (Silberzehner) eingedrückt und ein Knabe läuft damit um das Haus, damit es vor Unglück bewahrt bleibe. Darauf übergibt die Hausmutter der Braut ein Gefäß mit Weihwasser und bringt eine Henne herbei, die sie über den Kopf der Braut ins Haus fliegen läßt. Diese Henne wird als Sühnopfer betrachtet, denn man glaubt, daß sie alles Böse, was man den Brautleuten und dem Hause möglichenfalls anwünscht, auf sich nimmt. Nun erst betritt die Braut das Haus und besprengt darin mit Weihwasser alle Räumlichkeiten.

Nach diesen Präliminarien zieht man ins Gasthaus zum Hochzeitsmahle. Braut und Bräutigam dürfen dabei nur einen Löffel gebrauchen und die Braut trachtet auf dem Rockschößel des Bräutigams zu sitzen, damit sie, wie man meint, die Oberherrschaft im Haus erhält, das heißt ihren Mann unter den Pantoffel bringt.

Während der Mahlzeit wird ein Rundgesang angestimmt, an welchem alle Hochzeitsgäste teilnehmen. Dabei wandert das Fähnchen von einer Hand in die andere. Der Fähnrich muß immer darauf ein wachsames Auge haben, damit es nicht von den Burschen gestohlen wird. Gelingt es ihnen gleichwohl, so flüchten sie mit dem Fähnchen ins nächste Gasthaus und zechen wacker darauf los. Der Fähnrich eilt den Burschen nach. Dann wird ihm die Ehre zu teil, durch Bezahlung der Zeche das Fähnlein auszulösen.

Wenn die Brautleute nachts nach Hause ziehen, hat sie der Schutzmann zu begleiten, ihnen schließlich den Rosenkranz vorzubeten und die Braut zu ermahnen, nach alter Sitte die ersten drei Nächte nach der Hochzeit auf der harten Bank zu schlafen.

Das Schüsselwerfen.

Ein bemerkenswerter Brauch, den man in einigen Ortschaften des Obergailtales findet, ist das Schüsselwerfen oder Schlafensingen. Eine Woche nach einer Hochzeit oder auch am Hochzeitsabende selber ziehen in Würmbach die ledigen Burschen von Haus zu Haus und stehlen aus den Küchen Hafen, Teller und Schüsseln, falls ihnen das schadhafte Kücheninventar nicht freiwillig ausgeliefert wird. Dabei ereignen

sich oft höchst komische Szenen. Während einige Burschen in der Stube, wo das Mütterchen spinnt, mit den Hausleuten ganz gemütlich gaßen (auf die Gasse gehen, plaudern, auch Besuche machen), um jeden Verdacht abzuwenden, fallen die anderen über das Küchengeschirr her und füllen damit ihre Rückkörbe. Welche Augen das hintergangene Mütterlein macht, wenn es am nächsten Morgen die Küche betritt und da und dort einen Hafen und eine Schüssel vermißt, kann man sich vorstellen. „Aufi sein sie fein leicht kommen," sagte eine Hauswirtin voll Ärger über die Schüsselwerfer, weil sie ihr das beste Küchenzeug entwendet, — „aber (herab) sein sie mehr g'walgen."

So machen es die Burschen in mehreren Gehöften, bis sie ihre Rückkörbe gehörig gefüllt und noch dazu ein paar Sauerbrunnflaschen mit Geist (Gemisch von Spiritus und Wasser) erobert haben. Es ist dies das gewöhnliche Getränk der Gailtaler. Die auf diese Weise Bestohlenen schweigen gewöhnlich darüber, damit sie nicht als Gefoppte ausgelacht werden, zum Schaden auch noch den Spott haben. Und gegen Brauch und Sitte vermag ein einzelner nicht anzukämpfen.

So bepackt wandern die Burschen in stiller Nacht die Bergpfade hinan. Vor der Behausung der Neuvermählten wird haltgemacht und beraten, wie sie unbemerkt in die Vorlaube des Hauses sich einschleichen könnten. Die Haustore sind meistens schon fest geschlossen; aber es gibt ein Hinterpförtchen, das leicht zu öffnen ist. Im äußersten Falle muß sich ein Nachbar als trojanisches Roß verwenden lassen, um den Burschen Eingang zu verschaffen. Sobald die Lichter im Hause erlöschen, schleichen sie auf den Zehen hinein, stellen sich ganz geräuschlos im Kreis vor der Tür der Kemmate auf und beginnen ein vielstrophiges Lied abzusingen.

Es schlaft alles schon
Wo wir jetzt klopfen an.
Der Tag hat sich geendet,
Die Hochzeit ist vollendet,
Braut und Bräutigam
Schlafen in Gottes Nam.
Beisammen müßt ihr bleiben,
Bis euch der Tod wird scheiden:
Wir wünschen euch den lieben Gsund!
Alle Tag und alle Stund.
— — — — — — —
Wir singen euch zum Bschluß
Noch einen Freudengruß.
So viel als Hafenscherben,
So viel soll'n Kinder werden.
Amen, das werde wahr,
Ein Sproß in jedem Jahr.

Um den Worten des Liedes mehr Nachdruck zu geben, werfen sie nach jeder Strophe die Hafen und Schüsseln mit Gewalt in die Tür, daß die Scherben weit umherfliegen.

Das Gepolter zieht die Nachbarsleute herbei, die mit Laternen erscheinen und den wunderlichen Schauplatz beleuchten.

Unterdessen haben die Neuvermählten die Tür geöffnet und jung und alt trippelt nach Vollendung des Liedes über die Scherbenhaufen in die Stube, wo ein Tisch mit Brot und Geist für die Sänger bereit steht. Auch das Hackbrett hat man nicht vergessen, und so wird gezecht und getanzt oft bis spät in die Nacht hinein.

Am frühen Morgen hat die neue Hauswirtin das sonderbare Vergnügen, die Scherben, oft ein paar Graskörbe voll, mit eigenen Händen wegzuräumen.

Nicht minder eigentümlich ist die hier herrschende Sitte, wohl auch ein Überrest aus der grauen Vorzeit, dem Brautwerber, wenn er abgewiesen wird und unverrichteter Dinge heimkehrt, in der Nacht einen Schlägel (Hammer) an die Außenwand seines Hauses mit Pechöl anzumalen. Eine spöttische Anspielung auf seine mißlungene Brautwerbung. — Er hat einen Schlägel 'kriegt! ist die stehende Redensart, wenn ein Brautwerber einen Korb erhält.

Die Weihnachtszeit.

Wie in anderen Gegenden Kärntens findet im Gailtal am Weihnachtsabend wie am Silvester- und Dreikönigsabend, in den sogenannten Rauhnächten, die Einräucherung von Haus und Hof mit geweihten Kräutern statt. An diesen Abenden ist auch das Leas'ln, d. i. das Erforschen der Zukunft gebräuchlich. Die ganze Weihnacht wird besonders heilig gehalten; geht ja durch die ganze stille Natur ein wunderbares Leben. Da erzählt man sich geheimnisvolle Dinge: In der heiligen Nacht zieht das wilde G'jad mit Musik durch die Lüfte und der Wanderer am Wege beeilt sich, sich in das Wagengeleise niederzulegen, dann geht die wilde Hörre, ohne ihm zu schaden, vorüber. Da reden die Haustiere miteinander, das Wasser im Brunnen wird zu Wein, ja selbst Brot, das man in die Kirche mitträgt, wird geweiht; wo der Wind herweht, von dorther kommen jahrüber die Wetter. In den Zwölfen, d. i. von Weihnacht bis Dreikönigstag, kann man sogar den Kalender für das ganze Jahr machen, wenn man Wind und Wetter an jedem dieser Tage beobachtet.

In der Mitternachtstunde wird die Mette gefeiert. Wie seltsam ertönt zu dieser ungewöhnlichen Stunde das harmonische Geläute der Glocken, wie hell leuchten die gotischen Fenster der Dorfkirche in die Nacht hinaus, und wie wundervoll ist der Anblick, wenn von allen Bergen hernieder, auf allen Wegen und Stegen die Leute mit Buchteln — ein flammender Punkt nach dem andern — der Kirche zueilen! Es liegt etwas dem gewohnten irdischen Leben Entrückendes in diesem Gottesdienste um Mitternacht.

Am Tage der Unschuldigen Kinder gehen die Kleinen mit Ruten oder Fichtenästchen im Dorfe von Haus zu Haus und „schappen" (schlagen) damit die Erwachsenen; dabei sprechen sie:

Frisch und g'sund, freudenreich,
Lang leben und g'sund bleiben.

Im Gailtal beteiligen sich auch Erwachsene, gewöhnlich in den Nachtstunden, am Schabernack. Dort heißt dieser Brauch: plisen (blišn = Fichtennadeln), und die Kinder haben dabei den Reimspruch:

Plisa lesta
Frisch und g'sund,
Lang leb'n,
Gern geb'n.

Das Schappen oder Plisen, diese alte Sitte bringt den Leuten, wie sie meinen, Glück und Segen ins Haus, daher die Pliser nirgends abgewiesen werden. Man gibt ihnen als Pliserlohn kleine Geschenke: Geld, Brot, Kletzen, Äpfel, Nüsse.

Die abergläubischen Gebräuche, wie sie in der Thomasnacht und in den Zwölfen vorkamen und hier und dort noch

vorkommen, sind in den Alpenländern, im bayerischen Hochlande, in Tirol und Kärnten völlig dieselben.

Wir lassen einige Bräuche nachstehend folgen:

Von der Thomasnacht bis zur Weihnacht pflegen heiratslustige Mädchen Wachskerzen in den Schuhen zu tragen und sie während der Mette anzuzünden, — da stellt sich ihnen ihr künftiger Bräutigam zur Seite. Ein Mädchen, das sich in einem Bache wäscht, worüber ein Leichen- und Hochzeitszug geht, und, ohne sich abzutrocknen, zu Bette geht, sieht im Traume den zukünftigen Bräutigam; dieser kommt und trocknet dem Mädchen das Gesicht ab. Die Mädchen sehen am Weihnachtstage nach, ob der Kirschenbaumzweig blüht, den sie vor Sonnenaufgang am Lucia-Tage in den Sand steckten. Ihre Wünsche gehen dann in Erfüllung. In der Weihnacht sucht man die Zukunft durch das „Unter'm Hütl spielen" zu erforschen. Dreizehn Hüte werden in Abwesenheit des Hausgesindes auf die reingefegte Platte des in der Ecke der Mahrstube stehenden großen Tisches gestellt, auf welchen ein schlichtes Holzkreuz niederschaut. Unter jedem der Hüte und Hütchen wird nun ein Gegenstand verborgen, dem man eine gewisse Bedeutung beilegt. Unter dem einen zum Beispiel ein Fingerring, unter dem andern ein Blumenkranz, dann eine Geldmünze und anderes. Nun öffnet sich auf ein Zeichen die Stubentür und die Leute kommen voll Neugierde herein, um die Sprüche des Orakels zu vernehmen. Nach langer Prüfung hebt endlich ein Mädchen einen Hut auf, siehe da — ein Fingerring! Also, spricht das Orakel, wird sie aufs Jahr heiraten. — Ein Bursche findet unter dem Hute einen Blumenkranz, also wird er übers Jahr sterben. — Die Geldmünze bedeutet Reichtum, und so geht es fort.

Das am Stefanitage geweihte Salz wird als „Leckſalz" für das Vieh benutzt. Beim Auftrieb und Abtrieb von der Alpe bekommt jedes Stück Vieh, das größte wie das kleinſte, davon etwas zu koſten. Das bewahrt vor Unglück. Auch von dem am Johannistage geweihten Weine wird derſelbe Gebrauch gemacht. Das Dreikönigswaſſer iſt, wie man glaubt, beſonders wirkſam gegen den Hexenzauber und verſcheucht den Teufel. Wenn eine Unke irgendwo im Hauſe oder im Meierſchaftsgebäude ſich ſehen läßt, ſo deutet das an, daß jemand aus der Familie ſtirbt; da beeilen ſich die Leute, jene mit Dreikönigswaſſer zu beſprengen, und plötzlich verſchwindet die Unke, als ob ſie nie dageweſen wäre.

Der Glaube an Hexen iſt noch nicht ganz ausgeſtorben. Vor nicht gar langer Zeit ſoll in einer Ortſchaft bei einem Hochgewitter ein Bauer, der ſein Gewehr mit einigen Blättern aus einem alten Mandlkalender geladen hatte, in die hagelſchwangeren Wolken geſchoſſen haben, und patſch — fiel die alte als Hexe verdächtigte Wurzelgraberin auf das Pflaſter herab, ſoll aber augenblicklich wieder verſchwunden ſein. Wenn die Hexe in den Wolken von einem Mandl im Kalender (gemaltes Bildchen eines Heiligen) getroffen wird, fällt ſie plötzlich herab, ohne ſich im mindeſten zu beſchädigen. Auch Hexenringe gibt es. Auf einer Hochwieſe unter dem Reißkofel zeigt der Raſen unter einem alten knorrigen Baume eine kreisartige mattere Farbe. Da ſollen die Hexen ihre nächtlichen Tänze aufgeführt haben.

Am Vorabende des Perchtentages (6. Jänner) ziehen im Gailtale vermummte Burſchen klingelnd und an die Fenſter klopfend durch das Dorf, um die Leute zu ſchrecken. In Rattendorf im Gailtale erzählt man die Sage: Leute, die am

Vorabende des Perchtentages bis spät in die Nacht im Freien waren, hörten aus weiter Ferne die Klänge einer Kuhschelle. Da liefen sie, was sie konnten, ins nächste Haus. Kaum hatten sie die Tür geschlossen, hörten sie schon an der Haustür poltern und kratzen. „Es ist die Perchtl!" riefen sie voll Angst. Zum Glück hatte ein Bursche ein Messer, auf welchem der hochheilige Name eingraviert war. Das steckte er eiligst in die Tür und die Perchtl war verschwunden; aber am Morgen fand man die Tür von oben bis unten zerkratzt.

Das Perchtenjagen, wie dieser Brauch heißt, erinnert an den alten, der Erdgöttin Berchta heiligen Tanz. Der Name Berchta bezeichnet die leuchtende, glänzende Göttin, die Königin der Heinchen und Elben.

Der Weihnachtsbaum auf dem Friedhofe.

Die Pietät gegen die teueren Dahingeschiedenen zeigt sich besonders in der Allerseelenwoche; die Gräber werden geschmückt, Girlanden und Blumenkränze schlingen sich um Kreuze und Grabmonumente und zahllose Lichter flammen auf den stillen Hügeln, welche oft mit vielem Geschick in ein zierliches Blumenbeet verwandelt werden.

Auch im einsamsten Alpendorfe gedenkt man zu Allerseelen all der lieben Verstorbenen, und wenn man schon an so manchen Orten mit der kirchlichen Feier und der Besprengung der Gräber sich begnügt, so hat doch die rührende sinnige Sitte des Gräberschmuckes auch hier und dort allmählich sich eingebürgert. Freilich ist der Schmuck höchst einfach. Was Wald und Feld bietet, Wintergrün, rote und weiße

Waldbeeren werden dazu verwendet und selbst der Ärmste steckt ein Talgkerzchen auf das Grab seiner Lieben.

Aber nicht nur am Allerseelentage, auch am Kirchtage und zu Fronleichnam werden in einigen Orten des Gailtales die Gräber im Friedhofe „aufgeputzt", und seit einer Reihe von Jahren her in der Ortschaft Grafendorf auch in der heiligen Weihnacht.

Wenn in der heiligen Nacht die ehernen Zungen der Glocken die Leute zur Mette rufen und nah und fern auf den Höhen und in der Tiefe des Tales Lichtpunkte auftauchen, die alle nach einem Ziele, zur Pfarrkirche sich bewegen, erscheinen plötzlich die altersgrauen Wände der gotischen Kirche, die mitten im Friedhofe steht, im grellen Lichtschein, der bis zum Turm hinaufschlägt, daß es weit in das Dunkel der Nacht hinausleuchtet. Und wenn man den stillen Raum des Friedhofes betritt, bleibt man überrascht stehen. Auf den meisten Gräbern stehen Christbäume im hellen Lichterglanze. Das ist ein Schimmern und Glitzern auf den schneebedeckten Hügeln und den mit Eiskristallen behangenen Kreuzchen!

Eine weihevolle Stimmung bemächtigt sich aller. Kein lautes Wort wird gesprochen. Ein stilles Gebet auf den Lippen, steht hier und dort eine Gruppe von Andächtigen um den hellschimmernden Tannenbaum.

In der Mitternachtstunde, beim Beginn des Gottesdienstes, eilen alle in die Kirche. Während am Chore das Hirtenlied: „Stille, heilige Nacht" von lieblichen Stimmen gesungen wird, verlöschen allmählich die vielen flammenden Kerzchen draußen auf den Tannen- und Fichtenästchen. Und wenn der letzte Andächtige die Kirche verläßt, liegt wieder tiefe Nacht über den Gräbern und über Berg und Tal ausgebreitet.

Wie ist dieser Brauch entstanden? In einer Familie starb vor einigen Jahren ein zartgeliebtes Kind. Groß war der Schmerz der Eltern über diesen Verlust. Da kam der Weihnachtsabend. Sie stellten einen Christbaum im Stübchen auf, hell brannten die Lichter, aber der Liebling ihres Herzens fehlte. Da trug die Mutter das Tannenbäumchen hinaus auf den Friedhof und pflanzte es am Grabe ihres Kindes auf. Das gefiel den Leuten. Am nächsten Weihnachtsabend leuchteten schon mehrere Christbäume auf den frischen Gräbern und seither ist dieser Brauch hier allgemein geworden. Wenn jemand einen lieben Dahingeschiedenen zu beweinen hat, so stellt er ihm in der heiligen Nacht einen helleuchtenden Christbaum auf das beschneite Grab.

Da sehen wir die Entstehung eines rührenden Brauches, wie er dem Volksgemüte entstammt. Das Anzünden von Weihnachtsbäumen ist in den gewöhnlichen Bauernhäusern nicht der Brauch, da wird höchstens in der Ecke der Stube ein „Krippel" aus papierenen Figuren, die Geburt Christi darstellend, aufgestellt; in einigen Ortschaften des Obergailtales jedoch findet man den Weihnachtsbaum in seiner ursprünglichen Form; es wird namentlich bei den „Bergern" in der Weihnachtszeit ein Barz'n (astreiches Fichtenbäumchen) ohne allen farbigen Schmuck, ein Zeichen stiller Freude in der heiligen Zeit, im Schnee an der Ecke des Gehöftes aufgestellt. Wenn die Sonne es anstrahlt an frostigen kalten Wintermorgen, da ist es mit prächtigen Eiskriställchen behangen und schimmert und leuchtet wie der schönste Christbaum im Lichterschmucke.

Wie das Julfest mit den ihm eigentümlichen Gebräuchen die Wiedergeburt der Sonne begrüßt, so ist der Weihnachts-

baum das Sinnbild des beginnenden Erwachens des Pflanzenlebens, gleichsam eine Frühlingsprophezeiung inmitten der tiefsten Nacht des Winters.[1]) In der christlichen Symbolik erhält er eine höhere Bedeutung. Der leuchtende Tannenbaum mit seinem farbigen Aufputz versinnbildet unter anderem das Reis aus der Wurzel Jesse, den Lebensbaum, von welchem Heil und Segen in die Welt kam, wie dies ein altes Weihnachtslied so innig ausdrückt:

Es ist ein' Ros' entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen,
Aus Jesse kam die Art
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der tiefsten Nacht.

Die Sternsinger.

Wie in anderen Gebirgstälern Kärntens, ist auch im Gailtal das Sternsingen im Schwunge. Vom Neujahrstage bis Dreikönigsabend ziehen die Kirchensänger in ihren gewöhnlichen Sonntagskleidern von Ort zu Ort, von Haus zu Haus in der Gemeinde, um ihre frommen Weihnachtslieder anzustimmen. Ihnen voraus schreitet der Sterntreiber mit dem rotierenden Stern auf langer Stange, der abends beleuchtet wird und in dunklen Nächten als ein strahlender Wegweiser dient. Nicht gar lange ist es her, daß in manchen Ortschaften die Dreikönige im flitterreichen Kostüm erschienen,

---

[1]) Manhart, Wald- und Feldkulte.

mit Kronen von Rauschgold auf den Häuptern. Des Mohren Gesicht war mit Kienruß geschwärzt, so daß es glänzte wie lackiert und das Weiß der Augen und das Rot der Lippen grell abstechen ließ — eine besondere Augenweide für kleine und große Kinder.

In ausgedehnten Pfarreien geht ein robuster Bursche als Sackträger mit, welcher die Obliegenheit hat, die in Viktualien aller Art bestehenden Gaben — eine kleine Entlohnung für die am Chore geleisteten Dienste — in seinen „wirchenen" Sack einzuheimsen, welch letzterer mittlerweile immer schwerer und schwerer wird, so daß er oft von einer Schulter auf die andere wandert; aber auch die Köpfe der Sternsinger werden zuweilen immer schwerer; denn überall, wo sie hinkommen, werden sie mit Freuden aufgenommen und mit ländlicher Ausgiebigkeit bewirtet.

In der Vorlaube des Hauses stimmen sie ihr vielstrophiges Weihnachtslied an, das einige recht naive Stellen enthält und also beginnt:

Vor 19** Jahr,
Da uns der Messias geboren war
Von Maria der Jungfrauen;
Das zeigt ein Stern im Orient an,
Drei Könige ihn beschauen ...

Der Segen kommt von Himmelsthron,
Wir singen den ehrsamen Hauswirt an
Samt seiner geliebten Hausfrauen,
Und alle im Hause, den laß Gott der Herr
Seinen Segen auf sie tauen ...

Die Dellacher Sternsinger beginnen mit einem Wechselgesang, dessen Text hier mitgeteilt sein möge. Einer der

Sänger, der über eine tüchtige Baßstimme verfügt, begibt sich in die Stube, um die Rolle des Hauswirtes zu übernehmen.

An die Stubentür wird geklopft:

Wirt: Wer klopft an?
Josef: O, zwei gar arme Leut!
Wirt: Was wollt ihr dann?
Maria: O, laßt uns ein doch heut!

Beide: O, wir bitten eines, bitten,
Nehmt uns auf in eure Hütten.

Wirt: Nein, nein, nein!
Josef: O wohl, es kann schon sein.
Wirt: Nein, es kann nit sein,
Ihr kommt nit ein!

Wirt: Was wollt ihr hier?
Josef: Um Herberg bitten wir.
Wirt: Geht von der Tür!
Maria: So heißt es für und für.

Beide: Liebe Leut, seht doch uns Armen,
Gott wird sich euer erbarmen.

Wirt: Fort, fort, fort!
Josef: Gut's Wort find't oft gut's Ort.
Maria: Ach, das sind doch harte Wort!
Wirt: Sucht euch nur ein andres Ort!
Geht nur fort, macht nit viel Wort!

Wirt: Hinweg mit euch!
Josef: Ein Winkel sei vergönnt.
Wirt: Packt euch nur gleich!
Maria: Als ehrlich uns erkennt.

Beide: O mein Gott, was muß ich sehen,
Nit erhört bleibt unser Flehen.

Wirt: Geht nur fort!
Josef: Zeigt uns ein andres Ort.
Wirt: Dort klopft an!
Maria: Man uns verstoßen schon.

Wirt: Nun ist es aus,
Ich hab für euch kein Ort,
Ich hab für euch kein Haus!

Wirt: Was weinet ihr?
Josef: Vor Kälte sterben wir!
Wirt: Wer kann dafür?
Maria: O macht doch auf die Tür!

Beide: Überall sind wir verlassen,
Voll ist es in allen Gassen.

Wirt: Auch bei mir!
Josef: Wir wollen's glauben dir.
Wirt: Geht nur von hier!
Josef: Wir müssen sterben schier.

Wirt: Ei, die Bettelsprach führt ihr,
Ich kenn sie schon,
Geht nur von hier!

Wirt: Ein Viehstall hier —
Josef: Ich kann nit anders mehr.
Wirt: — euch zum Quartier.
Maria: O lieber Gott und Herr!

Beide: O mein Kind, nach Vaters Willen
Wollen wir die Armut fühlen.

Wirt: Ist gut für euch!
Josef: Wenn's nur Gott giltet gleich.
Wirt: Seid ihr arm oder reich,
Mir gilt's gleich;
Ist gut für euch!

Während dieses Wechselgesanges wird die Stille unter den Leuten in der Stube nie unterbrochen, ein feierlicher Ernst bemächtigt sich aller Gemüter, selbst Tränen stehen in manchem Auge. Nach Beendigung desselben kommen noch einige Königs- und Hirtenlieder zum Vortrag.

Kaum ist die letzte Strophe verklungen, wird in der Stube der Tisch gedeckt und ein Imbiß, bestehend aus Geist, Selchfleisch, Würsten mit Kraut und anderen Leckerbissen aufgetragen, welchem die Sternsinger in gewohnter Art wacker zusprechen, da nicht allein die scharfe Alpenluft überhaupt, sondern die kalte Jahreszeit den Appetit ganz besonders reizt. Nach dem Trunk singt man schließlich noch ein Lied mit Rückblick auf das verflossene Jahr, das sehr naiv das Abdankungslied genannt wird.

Wir lassen als Probe ein paar Strophen folgen:

Der alte Jahreslauf, der ist vergangen,
Die Tag und die Stunden verschwunden bereits,
Wir wollen mit Freuden ein neues anfangen,
Die vorigen Zeiten wir lassen beiseits,
Darum euch allen wir wünschen fürwahr
Ein ganz mit Jubel und Freuden voll's Jahr.

Vivat, soll leben der Hauswirt in Freuden,
Samt seiner Hausfrauen im besten Wohlstand,
Alles sei weit von euch, Kreuz und Leiden;
Euch soll beschützen die göttliche Hand,
Jetzt letzlich wir bitten, o Kindelein klein,
Schenk uns deinen Frieden in unsrer Gemein ...

Bevor die Sänger das Haus verlassen, malt der schriftgewandteste die Namens-Anfangsbuchstaben der Heiligen drei Könige: K. M. B., drei Kreuze und die laufende Jahreszahl,

mit kölnischer Kreide auf die Stubentür, ein Monogramm, das man in jedem Bauernhaus an der Stubentür findet. Der Sackträger schiebt die mannigfachen Geschenke ein und weiter geht es, der leuchtende Stern voraus, in die kalte, schweigende Nacht hinaus.

Faschingsbräuche.

Im Fasching braucht der Teufel neun Häut,
Sei's vom Vieh oder von die Leut.
(Sündenregistrator.)

Dieser uralte Volksspruch charakterisiert das tolle Treiben, wie es vor Zeiten überall in den Städten, aber auch auf dem Lande im Karneval verbreitet war. Wenig hat sich von den mannigfachen Mummereien und drolligen Aufzügen auf dem Lande mehr erhalten. Die ganze Faschingslust gipfelt im Tanzvergnügen und in rohen Zechgelagen. In einigen Ortschaften des Gailtales finden wir noch Reste der ehemaligen Fastnachtsbelustigungen.

Da kommt das Schimmelreiten vor. Ein Brauch, der alljährlich in den zwei letzten Faschingstagen sich abspielt und das ganze Dorf in Bewegung bringt. Wie im Kärntner Unterlande bei Brechelfesten, wird aus Leintüchern ein Schimmel mit einem pferdeähnlichen Kopf zusammengestoppelt. Zwei Burschen, die sich unter den Tüchern verbergen, setzen ihn in Bewegung. Am Halse des künstlichen Pferdes baumeln große Kuhschellen. Ein Bursche, gewöhnlich in Militäruniform, schwingt sich auf seinen Rücken. Im Maskenzuge, der ihm das Geleite gibt, dürfen die rußigen Schmiedgesellen mit ihrem kropfigen Weibchen nicht fehlen. So wandert der Zug

durch das ganze Dorf. Weithin hört man das Gebimmel der Kuhschellen und das frohe Gejohle. In jedem Hause wird eingekehrt und das Beschlagen des Schimmels aufgeführt, wobei sich höchst drollige Szenen ereignen. Nach erhaltener Gabe bewegt sich der lärmende Faschingszug weiter, bis er schließlich in später Abendstunde in der Dorfschenke mündet, wo der Spektakel seinen Höhepunkt erreicht.

Weiter verbreitet ist das sogenannte Faschingbegraben. Die verkleideten Burschen ziehen mit einer Tragbahre, auf welcher der Strohmann liegt, einen Leichenzug parodierend, durch die Dorfgasse. Ein paar Hornisten blasen den Trauermarsch, zu welchem mit Schellkränzen der Takt geschlagen wird. Voraus schreitet der Totengräber mit Schaufel und Spaten. Beim Dorfbrunnen wird haltgemacht, ein langer Sermon gehalten und der Strohmann unter lautem Weinen und Klagen in den Brunnentrog geworfen.

Seltener ist das Blochziehen, ein Brauch, der in Dellach im Gailtale mit besonderer Vorliebe gepflegt wird und nur dann stattfindet, wenn in der Ortschaft das Jahr über kein Mädchen unter die Haube kommt. Die ortsübliche Sitte verurteilt dann alle heiratslustigen Mädchen zur Strafe des Blochziehens. Die sich dem Brauch nicht fügen wollen, dürfen von keinem Burschen zum Tanz geführt werden. Ein drastisches Mittel, selbst die Widerspenstigsten zu Paaren zu treiben.

Es ist Faschingdienstag. Freundlicher Sonnenschein lacht über den beschneiten Gailtaler Alpen und über dem malerisch am Fuße des Jauken gelegenen Dorfe. Liebliche Mädchengesichter schauen aus den Fenstern und Gruppen von Neugierigen besetzen die Haustore der Dorfgasse, in der heute

ein auffallend reges Leben herrscht. Schon kündet Peitschengeknall und frohes Gejauchze das Nahen des allseitig erwarteten Aufzuges an. Eine bunte Menge drängt sich zur Dorfbrücke, die über den Wildbach gespannt ist. Die lebensgroße Statue des heil. Johannes in einer Mauernische bewacht die Brücke. Dem Sprecher, einem als Schalksnarren verkleideten Burschen, folgt die Schar der heiratsfähigen Mädchen der Ortschaft, gegen zwanzig an der Zahl. Die meisten tragen ein um das Haupt geschlungenes farbiges Tuch, das ihnen fast ein orientalisches Aussehen gibt. Wie schwer sie an dem gewaltigen Sägblock, einem abgeästeten Baumstamm, ziehen! Ein kolossaler, mit bunten Lappen und schweren Ketten behangener Strohmann sitzt darauf; die Stricke scheinen fast zu reißen. Daß es lustig vorwärts geht, dafür sorgen die mit Peitschen bewaffneten Burschen. Verschämt senkt manche holde Maid das Köpfchen — manche mußte vom höchst gelegenen Berggehöfte, wohin sie sich geflüchtet hatte, herabgeholt werden.

„Meine Herren und Damen, sehet, das ist der Bräutigam unserer Mädchen," ruft der Sprecher, auf den Strohmann hinweisend — „einen andern haben sie nicht bekommen. Er kann leider nicht sprechen; daher ich für ihn das Wort führen muß; auch Geld hat er keines, um seine Bräute auszustatten, darum bitte ich für ihn um eine kleine Gabe."

Selbstverständlich wird bei jedem Gasthaus angehalten und die Mädchenschar bewirtet. Den Schluß bildet eine ländliche Tanzunterhaltung, wobei der Sägblock versteigert und der Erlös gemeinschaftlich vertrunken wird.

Dieser Brauch erinnert an das Umziehen mit einem Pfluge bei den Frühlingsfesten der alten Deutschen, die

abgehalten wurden zu Ehren der Gottheit, die dem Ackerbau und der Ehe hold war. Auch dabei pflegte man Mädchen, die sich von dieser Strafe verschmähter Ehe nicht durch ein Pfand loskaufen wollten, zum Ziehen einzuspannen. (Simrock, Die Mythologie, 389.)

Eine ähnliche Sitte herrscht im benachbarten Tirol, nur daß die Burschen dort den mit Blumenkränzen gezierten Baumstamm auf einem Schlitten durch das Dorf ziehen. Daß es außer diesen seit jeher bestehenden Bräuchen in den zwei letzten Faschingstagen noch allerlei recht übertriebene Ulke und bunt ausstaffierte Aufzüge gibt, darf uns bei der regen Phantasie des Älplers nicht wundern.

Der Maibaum.

In einigen Dörfern des Tales ist das Aufrichten von Maien im Wonnemonate nach uralter Sitte noch immer gebräuchlich. Bei Aufpflanzung einer Maie steht es den Burschen frei, diese aus der nächstgelegenen Waldparzelle zu nehmen. Doch macht man von diesem alten Rechte heutzutage keinen Gebrauch mehr. Am Wipfel, den Kränze schmücken, wird ein farbiges Fähnlein aufgehißt. Über Nacht halten die Burschen Wache bei der Maie, gewöhnlich im zunächststehenden Hause. Einen günstigen Moment benutzend, kommen die Burschen des Nachbardorfes herbei, mit einer Säge bewaffnet, stellen Wachen aus, und vom Dunkel der Nacht geschützt erklimmt ein mutiger Bua den glatt geschälten Fichtenbaum und sägt so geräuschlos als möglich den grünen Wipfel ab. Diese Trophäe hoch erhebend, ziehen die Burschen mit Jauchzen und Gesang davon. Die Maienwache hat nach diesem gelungenen

Attentat einen schweren Stand. Frühmorgens wird der verstümmelte Maibaum ausgehoben, unter allgemeiner Teilnahme der Dörfler versteigert und durch einen neuen ersetzt; aber für die zugefügte Schmach sucht sich die beleidigte Ortschaft auf irgend eine Weise zu rächen, gewöhnlich dadurch, daß sie Revanche nimmt.

Von einem originellen Racheakte weiß man in Kötschach zu erzählen.

Es war vor vielen Jahren, da wurde in Kötschach am Dorfplatze nach langen Jahren wieder einmal, wohl den Mauthnern zum Trotz, eine Maie aufgerichtet. Der Markt Mauthen liegt jenseits des Gailflusses, eine halbe Stunde von Kötschach entfernt.

Als die Mauthner davon Kunde erhielten, war es um ihre Ruhe geschehen, es wurde Rat gehalten, wie die Maie „gelupft" werden konnte. Bald fanden sich einige mutige Burschen dazu bereit. Mit Hacken und Säge bewaffnet, machten sie sich in der Nacht einige Tage vor dem Kreuzfreitag auf den Weg und es gelang ihnen, in einem unbewachten Augenblicke den Maibaum zu lupfen. Er wurde auf einem Wagen, dem ein Esel vorgespannt war, nach Mauthen geführt und dort unter Spottliedern in den Valentinbach geworfen.

Man kann sich nun denken, daß die Kötschacher auf Rache sannen, und es ergab sich dazu bald eine erwünschte Gelegenheit. Am Kreuzfreitag kommen, wie alljährlich, viele Prozessionen selbst vom fernen Mölltal und auch von Mauthen nach Kötschach. Alle Prozessionen wurden wie gewöhnlich mit dem feierlichen Geläute aller Glocken empfangen; als aber die Mauthner kamen, verstummten plötzlich die Glocken und die schrillen Töne der Ratschen (Holzklappern) gaben ihnen das Geleite.

Die Sonnwendfeuer.

Bei jedem Dorfe, selbst bei einigen Weilern, findet man im Gailtale eine „Scheibtratte" oder einen „Scheibbühel", wo seit urdenklichen Zeiten her die Sonnwendfeuer außer am Johannisvorabend (23. Juni), auch zuweilen an den Vorabenden des Peters- und Ulrichstages angefacht und mit dem dabei üblichen Scheibenschlagen unterhalten werden.

Wenn die Sonnwendzeit heranrückt, da gibt es zu tun und zu schaffen, da werden die alten verrosteten Pöller aus der Rumpelkammer hervorgesucht, die Holzscheiben geschnitten und sonstige Vorbereitungen gemacht. Am Johannisvorabend versammeln sich sämtliche Burschen an der zum Scheibenschlagen bestimmten Anhöhe ober dem Dorfe. Das nötige Brennmaterial wird nicht aus dem nahegelegenen Walde, sondern aus dem entfernteren Dorfe herbeigeschafft, wo man von der „Holzgred'n" eines jeden Hauses, ohne zu fragen, einige Scheiter nimmt. Jeder muß dazu etwas beisteuern. Vor Jahren war es namentlich in Rattendorf und Umgebung Sitte, um das Holz für das Johannisfeuer zu bitten. Daher der alte Spruch:

Heiliger St. Veit —
I bitt um a Scheit.

Auch Roß und Wagen wurden von den Burschen ausgebeten. Die Mädchen kamen mit Alpenrosen und anderen Blumen. Sie bekränzten und schmückten das Pferd. So fuhr man in feierlichem Zuge von Haus zu Haus, um das nötige Scheiterholz einzuheimsen.

Auf dem Scheibbühel werden die Scheiter um eine aufgepflanzte Maie regelrecht aufgeschichtet und unter Singen und Jauchzen angezündet.

Beim Auflodern des in Brand gesetzten Holzstoßes finden sich am Fuße des Bühels die Gitschen (Mädchen) und das Frauenvolk ein, um zu lisnen (horchen). Auf den Höhen in der Nähe und Ferne leuchten die Feuerchen auf, feierliche Stille herrscht in der Natur. Aber am Scheibbühel entfaltet sich ein tolles Treiben, — da wird gezecht, gesungen, gejauchzt, gescherzt und gelacht, daß der Wald vom Echo vielfach widerhallt.

Ein Bursche zieht mit einem Holzstab eine glühende Scheibe aus dem Feuerherde, schwingt sie durch die Luft, daß die Funken davonfliegen und ruft bei plötzlich eingetretener Stille mit starker Stimme:

Ich schlag, ich schlag die erste Scheib'n
zu Ehren des heiligen Johannes!

und die Pöller werden abgefeuert.

Die glühende Scheibe wird auf einem Holzblock abgeschlagen, daß sie in weitem Bogen in die Nacht hinausfliegt und über den Hügel hinabkollert. Am Vorabend des Peters- und Ulrichstages wird die erste Scheibe diesen Heiligen zu Ehren geschlagen.

Nun folgt ein Scheibspruch nach dem andern: Ich schlag die Scheib'n einem Werber, der schon zehn Schlägel ans Haus 'kriegt hat. — Ich schlag eine Scheib'n einer faulen Joaterin[1]), die mit der tenken[2]) Hand jäten tut, um mit der rechten nach dem Glasl zu greifen.

Die Sprüche werden immer derber, immer trivialer, alle zarten Verhältnisse des Ortes werden an das Licht gezogen. Während die Scheibe glühend durch die Luft schwirrt,

[1]) Jäterin, wohl soviel wie Feldmagd.
[2]) linken.

ist jede Rede frei, da kann man straflos die Wahrheit und auch die Unwahrheit sagen; selbst Personen, vor welchen man sonst respektvoll den Hut zieht, werden verunglimpft. Jeder Sager wird mit Gelächter und Jauchzen begrüßt. Mancher Bursche steckt sich zum Scheibenschlagen eine feuerrote Donnarrose auf den Hut, die er aber, wenn er nach Hause geht, ins nächstbeste Feld wirft; denn die Donnarrose darf man nicht ins Haus tragen, heißt es, sonst schlägt der Blitz ein. Hier ist zu bemerken, daß die im Juni und Juli blühende und wildwachsende Feuerlilie im Volksmunde Donnarrose heißt.[1])

Auf den Alpen versammeln sich die Hirten, auf dem Jaukenberge die Knappen des dortigen Bergwerkes an einer weitherum sichtbaren Bergkuppe, wo der gleiche Brauch geübt wird.

Während dieses Vorganges laufen, sagt man, heiratslustige Mädchen im Walde durch das Farnkraut, damit ihnen der Johannissame in die Schuhe fällt. Wenn eine so glücklich ist, den Samen in die Schuhe zu bekommen, so eilt sie nach Hause. Der Same wird mit Wasser in einen Topf gegeben und gesotten. Da muß derjenige kommen, den sie wünscht; je mehr das Wasser siedet, desto schneller muß er laufen, und wenn er's nimmer „dermacht", da zieht er die Schuhe aus. Dann laufen die Schuhe allein voraus und er muß in den Strümpfen nachgehen.

Am Johannisvorabend, heißt es, kann eine ihren künftigen Bräutigam sehen, wenn sie während des Betläutens ungekleidet das Zimmer auskehrt. Auf die Tischplatte hat

[1]) In Österreich, Steiermark und Salzburg wird im Volksmunde gewöhnlich die Alpenrose (Rhododendron) so genannt. Auch von ihr heißt es, daß sie den Blitz anzieht. — D. Hrsg.

sie einen Laib Brot und ein Messer zu legen; sie kann sich bei der Tür umsehen, da sieht sie an der Tischecke ihren Künftigen, doch muß sie eilen, daß sie vor dem Ausläuten hinauskommt, sonst hat sie das Messer im Rücken. Eine Bäuerin sagte, wie die Sage geht, am Johannisvorabend zur Dirn, sie möge das Zimmer auskehren und dann sagen, wen sie gesehen habe. Sie tat es. Als die Bäuerin dann hörte, daß die Dirn den Bauer selber beim Tische gesehen, da sagte sie: Wenn du deinen Kindern Brot gibst, gib auch den meinen.

Wir könnten noch mehrere solche Sagen anführen; zur Charakteristik der Sonnwendzeit möge das Gebotene genügen.

Andere brauchen, um die Zukunft zu erforschen, das Blumenorakel: Setzen von Maiblümchen, Brennessel-Salzen u. dergl. Ob ein Mädchen den bestimmten Bräutigam bekommen wird, kann es durch das Sackspringen erfahren.

Vor Jahren beteiligte sich die ganze Dorfbewohnerschaft am Sonnwendfeuer und Scheibenschlagen. Da wurde eine Art Sittengericht gehalten. Nun sind es nur mehr die ledigen Burschen, die dabei ihr Unwesen treiben und zuweilen in der Ausgelassenheit das Höchste leisten. Nur in wenigen Orten des Gail- und Lesachtales wird die althergebrachte Gepflogenheit noch eingehalten.

Gegen Mitternacht sehen wir ein Feuerchen nach dem andern an den Bergeshöhen verlöschen und denken dabei an längst verschollene Zeiten, wo diese zur Verehrung des Sonnengottes angefacht, noch eine Bedeutung hatten und die durch die Luft schwirrenden glühenden Scheiben ein Sinnbild der Sonne waren.

* * *

Im Lavanttale, dem sogenannten Paradies von Kärnten, werden in der Osternacht die Feuer angezündet. In der Ebene und auf den Bergen leuchten die Freudenfeuer auf, während in einigen Ortschaften des Jaun- und Görtschitztales Umzüge mit flammenden Fackeln stattfinden, die aus der Ferne gesehen einen zauberhaften Anblick gewähren.

Begräbnisbräuche.

Das Lesach- und Obergailtal durchwandernd, sieht man in gewaltiger Höhe, fast in der Nähe der Baumgrenze und Almhütten, an steilen Berglehnen vereinzelte Bauernhöfe, deren Fensterchen im Sonnenglanz flimmern. Einige derselben sind mit zierlichen Galerien versehen, wo ein Nelkenflor in Töpfen mit sorgsamer Hand gepflegt wird. Aber auch gemauerte stockhohe, ja zweistockhohe Häuser sind keine Seltenheit und sie nehmen sich recht stattlich aus. Hier und dort sieht man ein ganzes Schöckchen solcher Gehöfte beisammen. Daneben gewöhnlich ein hochaufragendes Holzkreuz, oder wohl auch ein kleines Bergkirchlein; und das Glöckchen im Holztürmlein klingt zuweilen so fein und silberhell zu den andächtig aufhorchenden Bewohnern im Tale.

Lustig und frisch ist es da oben und wundervoll die Aussicht hinab in die Landschaft und in die Berge hinein.

Solch ein hochgelegenes Berggehöft ist wohl keiner Sinekure vergleichbar, wobei es etwa sonst keiner Mühe bedarf, als nur die Hand auszustrecken, um mit nutznießender Bequemlichkeit die goldenen Früchte einzuheimsen. Es gehört vielmehr jene Abhärtung und Zähigkeit dazu, wie man sie

bei jedem Bergvölkchen findet, um diese steilen Acker- und Wiesengründe zu bewirtschaften.

Wenn man im Lesachtale das Innere eines Bauernhofes betritt, da lacht einem das Herz im Leibe! Diese Nettigkeit und Reinlichkeit pflegt nicht überall hierzulande heimisch zu sein.

Da lebt der „Berger" in stiller Abgeschiedenheit, im Winter völlig eingeschneit, die meiste Zeit des Jahres mit harter Arbeit beschäftigt. Seine Viehherde, seine Alm, seine Wiesen und Äcker, das ist seine Welt, in die er mit ganzem Sinnen und Denken sich vertieft. Selten steigt er von seinen Bergen nieder. Doch an Sonn- und Feiertagen, die rot bezeichnet sind im „Mandlkalender",[1]) der an einem Faden in der Stubenecke hängt, geht er „z'Kirchen", ob es wettert oder stürmt, und dann ins Dorfwirtshaus. Ein Gläschen über'n Durst ist der einzige Luxus, den er sich manchmal erlaubt.

So vergeht Jahr um Jahr, bis seine Füße ihn nicht mehr tragen wollen und endlich Freund Hain an seine Tür klopft. Auf der Ofenbank, wo er so oft, wenn er von der Alm oder aus Feld und Wald heimkam, seine matten Glieder ausstreckte, hat man ihm ein Bett zurecht gemacht und da wartet der Alte, wenn er nur einmal versehen ist, sein letztes Stündlein getrost ab.

Eigenartig sind die Gebräuche, wie sie bei Sterbefällen im Gebirge hier und dort vorkommen.

Liegt der Kranke „in Zügen", so füllt sich die Stube

[1]) Ein in den steirischen und kärntnerischen Alpen beliebter Kalender primitiver Art; er zeigt bloß Bilderschrift; Mandlkalender heißt er von den zahlreichen kleinen männlichen Figuren (Mandl = Männlein).

mit Leuten. Mit dem Margaretenglöcklein wird unter dem Bett, unter Tisch und Bank ohne Unterlaß geläutet. So weit man den Klang des Glöckleins hört, heißt es, hat der Teufel keine Macht! Und wenn der Sterbende verschieden ist, da zieht man, mit dem Glöckchen klingelnd, drei Kreise um die Leiche; sie wird dann mit Weihwasser gewaschen, mit der „Übertun" — einem Stück Leinwand, das man abreißen, aber ja nicht abschneiden darf — bedeckt und mit einem „Faden" überspannt, der mit drei aus dünnen roten Wachskerzchen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das Gefäß mit Weihwasser, das zum Waschen der Leiche diente, darf nicht im Hause bleiben, sondern muß „verworfen" werden. Schließlich steckt man dem Verstorbenen einige geweihte „Palmwuzel" in die Tasche. Nebenhin wird die Kerze gestellt, die schon während des Verscheidens gleichzeitig mit dem geweihten Licht angezündet wurde. Diese darf nicht „abgereischt" (geputzt) und nicht eher ausgelöscht werden, als bis die Einsegnung vorüber ist. Das Volk weiß alle diese Sachen im religiösen Sinn auszulegen.

Abends finden sich die Nachbarsleute im Trauerhaus ein, um zu wachen; die ganze Nacht hindurch wird gebetet oder gesungen. In der Küche jedoch lodert das Feuer auf dem Herde, da wird gesotten und gebraten. Die alte Mutter wischt sich dabei die Augen, ist auch nicht gerade viel Rauch in der Küche. Gegen Mitternacht wird in der Stubenecke der große Familientisch gedeckt und neben der Leiche ein frugales Mahl für die „Wacher" aufgetragen, und die lassen sich's wohlschmecken. Auch Geist wird verabreicht und Kaffee, damit die Leute munter bleiben — die Nacht ist lang — und wo jemand „auf Erden liegt", darf man nicht schlafen.

Am Begräbnistage selbst geht man zur „B'stattung"; da kommen die Nachbarn, Verwandten und Bekannten oft von weit entlegenen Pfarrsprengeln herbei, um dem Dahingeschiedenen die letzte Ehre zu erweisen und ihn am nämlichen Wege, den er so oft im Leben zur Kirche gemacht hat, zur letzten Ruhestätte zu begleiten. Dieser Weg heißt der Kirch- oder Totenweg, von dem man unter keiner Bedingung abweichen darf. Ehe man das Haus verläßt, wird wieder ein Mahl aufgetischt oder Kaffee aufgewartet. Ein Verschmähen des Gebotenen wird als eine Beleidigung angesehen. Erst nachdem der zuletzt Angekommene bewirtet worden, trifft man die Anstalten zum Leichenkondukt.

Aus der dunsterfüllten Stube dringt die rauhe Stimme des Vorbeters, der eine wichtige Rolle bei derlei Gelegenheiten spielt. Durch die geöffnete Tür drängt sich betend das Volk. Der Sarg wird an der Türschwelle dreimal gesenkt und gehoben, wobei die Träger sprechen: „Gelobt sei Jesus Christus, daher komm'mer nimmer!" — Im Winter, wenn Berg und Tal tief eingeschneit liegt, ist es ein Schlitten, sonst das Geröd (ein zweirädriger Wagen), das den schlichten Holzsarg aufnimmt, der mit der Übertun bedeckt und mit Stricken festgebunden wird. Ein Ochsenpaar oder ein Pferd wird vorgespannt, und so setzt sich das Trauergefährte in Bewegung; die Leidtragenden folgen.

An der Spitze des Zuges schreitet ein Älpler mit einer Laterne. Die Glocke im Bergkirchlein erschallt und ihr Ton zittert über die Höhe der Berge hin, die so friedlich und feierlich im Sonnenschein daliegen; aus der Tiefe des Tales herauf aber winkt der Kirchhof mit den vielen Kreuzen, die heute wieder einen Zuwachs erhalten sollen.

Lange dauert es, bis der Zug den Talgrund erreicht. Zuweilen geht es auf steilem Bergpfade in einen tiefen Graben hinein, über eine schwankende Brücke hin, dann wieder bergan. Da setzt sich ein Knabe auf die Leichentruhe; das Pferd soll, wie man sagt, dann leichter ziehen. Bei einem Bildstöckl in der Nähe des Friedhofs übernehmen den Sarg gewöhnlich Träger, welche nach der herrschenden Sitte dem Stande des Verstorbenen angehören müssen; so wird z. B. eine Jungfrau nur von Jungfrauen, die sich ein Rosmarinsträußchen ins Haar stecken, zu Grabe getragen.

Wer ein Brett mit einem Astloch aus dem frisch aufgeworfenen Grabe erhascht, der soll, wie es heißt, während des Leichenzuges damit in den Turm hinaufeilen und vom Schallfenster durch das Astloch herabschauen. Da kann er die Hexen im Zuge sehen; gewöhnlich gehen sie zuletzt und sind durch das Gelterle (Melkschäffel) kenntlich, das sie auf dem Kopfe tragen.

Nach der Beerdigung — der landläufige Ausdruck dafür ist hier: Untermachen — und dem Trauergottesdienst in der Dorfkirche, wobei die an den Betstühlen angeklebten Wachskerzchen für die arme Seele abgebrannt werden, findet im Wirtshause der Leichentrunk statt, bestehend aus Wein, Geist und Brot, wozu die anwesenden Leidtragenden förmlich genötigt und genügend zuzusprechen eindringlich ermuntert werden.

Einfach und prunklos wie sein Leben, ist die Fahrt des Bergers zu seiner letzten Ruhestätte.

Ein Schneesturm auf der Jauken.

So anziehend dem Touristen unsere Alpen mit ihren schroffen Dolomiten und herrlichen Matten im Hochsommer erscheinen, so öde und unwirtlich sieht es auf diesen Höhen im Winter aus. Alles Leben hat sich ins Tal hinabgeflüchtet, die Alpenhütten stehen verlassen und schauen mit ihren Dachgiebeln wie schwarze Punkte aus den Schneemassen hervor. Wo noch vor wenigen Monaten ein fröhliches Leben herrschte und die Herden ihre Sommerfrische hielten, treiben die Elemente ihr ungehemmtes Spiel.

An einem schönen, windfreien Wintertage mag es oben recht angenehm und die Rundsicht eine herrliche sein, da kein Höhenrauch die Aussicht trübt. Doch der Marsch über zusammengewehte Schneemassen, wo man oft bis an die Brust einsinkt und ohne große Anstrengung kaum mit Schneereifen weiter kommt, ist wenig einladend; auch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man von einem heftigen Schneesturm oder einer Lawine plötzlich überrascht wird.

Oft bei heiterem Himmel scheinen die Höhen zu rauchen. Wie ein wallender Schleier hebt und senkt sich der vom Winde aufgewirbelte Flugschnee.

Das sind gewöhnlich die Anzeichen eines hereinbrechenden Sturmes.

Im Tale regt sich noch kein Zweiglein an den entlaubten Bäumen; aber plötzlich stürzt sich der Windsturm in die Tiefe, heult und saust im Gebälke der Gehöfte, erfaßt den losen körnigen Schnee der Talsohle und schleudert ihn mit rasender Heftigkeit durch die Luft, baut oft in kürzester Frist die wunderlichsten Gebilde und überhängende Gesimse aus Flug-

schnee auf, als ob sie von Künstlerhand geschaffen worden wären. Ein solcher Windsturm entwurzelt Bäume, trägt Dächer ab und schleudert die massiven Kösen (Getreideharpfen) wie Kartenhäuser zu Boden.

Solche orkanartige Erscheinungen sind im Gailtale keine Seltenheit.

Bringen die Tauernwinde in der Regel schöne Tage, so schlägt doch zuweilen nach solchen Stürmen das Wetter plötzlich um und ein tüchtiger Niederschlag erfolgt, Berg und Tal mit einem über metertiefen Neuschnee bedeckend. Die Vögel flüchten sich in ganzen Scharen zu den Häusern, der Grünspecht hämmert ungeniert an den Fensterstöcken, um sich aus den Spalten und Klüften derselben seinen Proviant zu holen. Die verschneiten Wege müssen wieder ausgetreten werden. In langer Kette, einer hinter dem andern, ziehen die Wegmacher von den entlegenen Ortschaften dem Pfarrdorfe zu; von hochgelegenen einsamen Berggehöften werden Ochsenpaare herabgetrieben, um wieder freie Bahn zu schaffen. Der Postverkehr ist dann tagelang unterbrochen, bis Schneepflug und Spaten die Verbindung wieder hergestellt haben. Nicht selten gehen bei solchen Schneestürmen verheerend in die Forste niedersausende Staublawinen ab, welche viel gefahrvoller sind, als die regelmäßigen Grundlawinen. — Außer den Knollenziehern, Heuziehern und Wildschützen wagt sich im tiefen Winter nicht leicht jemand auf diese unwirtlichen Höhen. Es muß hier bemerkt werden, daß man den in längliche Formen gepreßten Dünger hier Knollen nennt. Dieser wird im gefrorenen Zustand ins Tal herabgezogen.

Wenn die Zeit zum Heuziehen herankommt, geht der „Geschworne" von Ortschaft, zu Ortschaft von Haus zu Haus.

Alle Besitzer, die Heutristen auf der Hochalpe haben, müssen angesagt werden; denn diese gefährliche Arbeit wird in der Regel gemeinsam in Angriff genommen.

In frühester Morgenstunde machen sich die Heuzieher in langen Zügen auf den Weg. Beim Aufstieg werden Fußeisen angelegt, die bei der Abfahrt nur an eisbedeckten Stellen benutzt werden. Gewöhnlich jedoch nimmt man an solchen Stellen einen dichten Fichtenast, den man als Sperre unter den Heuschlitten legt.

Daß die Wege und Riesen, insoweit dies notwendig, zu diesem Behufe früher ausgeschaufelt und hergerichtet werden müssen, versteht sich von selbst; aber bei aller Vorsicht, welche diese mit den Gefahren der Alpenwelt vertrauten Männer anwenden, kommen doch zuweilen Unglücksfälle vor. Die Volkstradition weiß so manches davon zu erzählen.

Wir greifen nur einen Fall heraus, der seiner Einzelheiten halber einer kurzen Schilderung wert ist.

An der südlichen Abdachung des Jaukengebirges, das zwischen dem oberen Gail- und Drautale sich erhebt und von dessen Kulminationspunkt, dem Torkofel, man eine lohnende Aussicht über die südlichen Dolomiten und die norische Gletscherkette genießt, werden alljährlich über vierhundert Fuder Alpheu gewonnen, das jedoch erst im Winter, wenn der Schnee eine fahrbare Bahn schafft, ins Tal herabgeliefert werden kann. Die Abfahrt geht in den Heugraben nieder, eine gefürchtete Lawinenstraße, wo die abgestürzten Schneemassen von solcher Mächtigkeit sind, daß sie oft über Sommer in der schattigen Schlucht noch liegen bleiben.

Es war im Februar. Bald nach Mitternacht wanderten vier Heuzieher aus der Ortschaft Grafendorf mit Schlitten

und Faßzeug, welch letzteres aus starken, mit Strickgeflechten verbundenen Holzstäben besteht, mit Laternen und Buchteln in den Heugraben hinauf. Der Wind sauste in allen Tonarten und warf ihnen den körnigen Schnee ins Gesicht. Zuweilen glitzerte ein Stern durch die vom Sturm gepeitschten Nebelmassen.

Die Aussichten waren nicht günstig. Alle Anzeichen mahnen zur Umkehr, doch die Männer achteten nicht darauf; mit großer Anstrengung klommen sie die steile Schneeriese hinauf und erreichten noch vor Tagesanbruch die Höhe des Faukenbodens.

Die Heutristen waren bald aufgefunden; nun ging man daran, die Heufüderchen zu fassen und zu binden.

Schon während sie an die Höhe hinauf wanderten, fing es zu schneien an. Der Niederschlag ward immer dichter, und als sie mit der Arbeit fertig waren und die Füderchen am „Egg" an die Riese zur Abfahrt zurecht gestellt hatten, schüttete es sehr stark vom Himmel nieder. Alle Aussicht war verhüllt, daß die Männer kaum zehn Schritte vor sich sehen konnten; selbst dem Kühnsten unter ihnen sank der Mut.

Unter solchen Umständen schien ihnen die Abfahrt zu gewagt. Sie ließen daher die Heufuder an Ort und Stelle und wandten sich gegen den Torkofel hin, um in der nächsten Alpenhütte Unterstand zu finden; aber wie sie schweigend und vorsichtig einer hinter dem andern über das Schneefeld der steilen Berggelände hinschritten, da schlug sie plötzlich ein heftiger Windstoß zu Boden. Sie hatten die Mollahn (Staublawine) angetreten.

Als die Männer sich von ihrem Falle wieder aufraffen wollten, geriet der ganze Schneeboden unter ihren Füßen in

Bewegung und trug sie mit wachsender Schnelligkeit und furchtbarem Getöse in die Tiefe. Der Schneestaub wirbelte hoch auf und die ganze Atmosphäre war davon erfüllt.

Als der Schneestaub sich legte, kroch einer der Heuzieher aus dem Schnee hervor; die Lawine hatte ihn nur gestreift und eine weite Strecke wie einen Kreisel fortgeschleudert. Bei dieser luftigen Fahrt verlor er seinen Hut, seine Fußeisen und seinen Stakelstock.

Nachdem er sich vom Schrecken erholt hatte, schüttelte er den Schneestaub von seiner Joppe und watete durch den Schnee, um sich nach seinen Kameraden umzusehen.

Der Schneesturm hatte etwas nachgelassen und die Aussicht war wieder freier; aber so weit er auch schaute: nirgends war eine Spur von seinen Gefährten zu entdecken. Er schrie aus Leibeskräften — keine Antwort.

Siehe, da erblickte er eine aus dem Schnee hervorragende, sich bewegende Menschenhand. Er eilte hin, sank auf seine Knie, fing an mit den Händen zu graben und bald hatte er einen seiner Gefährten aus dem Schneegrab herausgearbeitet.

Das erste Wort, als dieser zu Atem kam, war: „Du bist mein Schutzengel! Gott sei's gedankt!"

Wie er erzählte, wurde er von den Schneemassen fortgetragen, bald lag er ober, bald unter dem Schnee. Plötzlich sank er in die Tiefe, wo er fast aufrechtstehend stecken blieb und, die rechte Hand über den Kopf gebogen, im Schnee fest eingeklemmt, ohne Licht und ohne Luft dem Ersticken nahe war. Er hörte deutlich das Rufen seines Gefährten, und so sehr er sich auch anstrengte zu schreien, der gute Kamerad

ober ihm hörte nichts davon; er gab schon alle Hoffnung auf; da gelang es ihm mittlerweile, seine Hand frei zu machen, und weil die Schneedecke über seinem Haupt nicht besonders mächtig war, sich Luft zu schaffen.

Die nächste Sorge der Geretteten war es nun, ihre beiden Kameraden aufzusuchen. Sie durchwanderten das Schneefeld nach allen Richtungen, doch nirgend war von ihnen eine Spur zu entdecken. Da die Dämmerung hereinbrach, gaben sie ihre Bemühungen auf und suchten im nächsten Heuschuppen auf dem Jaukenboden Unterstand, wo sie die Nacht zubringen wollten. Denn an ein Weitergehen war wohl nicht zu denken.

In der Hütte, die sie glücklich erreichten, suchten die Männer vor allem Feuer zu machen; denn sie zitterten vor Kälte und ihre Kleider waren durchnäßt und gefroren. Aber der Schwamm, den sie in der Tasche hatten, war auch feucht. Da schnitt einer das unten noch trockene Stück seines fadenscheinigen Hemdes ab, um es als Zunder zu benutzen, und so gelang es ihnen ein Feuerchen anzufachen, das sie mit einigen ausgehobenen Dachbrettchen die Nacht hindurch unterhielten.

Als sie beim ersten Morgengrauen die Hütte verlassen wollten, reichte der über Nacht gefallene Schnee fast bis an das Dach derselben. Wie nun weiterkommen?

Da fiel es ihnen ein, sich provisorische Schneereife zu machen. Ein Leibgürtel wurde in dünne Riemen zerschnitten, Brettchen waren vorhanden, diese wurden nun an die Bergschuhe festgebunden und so ausgerüstet traten sie die Wanderung nach der Kreuztratte an. Noch einmal blickten sie zurück in die Gegend, wo sie ihre Kameraden und ihre Heufüderchen

zurücklassen mußten, und arbeiteten sich dann rüstig durch den Neuschnee hindurch.

Nach langen Kreuz- und Querzügen, da ein dichter Nebel alle Aussicht verhüllte, kamen sie endlich in der Abenddämmerung zur Knappenstube auf der Kreuztratte, die damals noch von Knappen bewohnt war.

Im Tale hatte man das Abgehen der Mollahn gehört und gesehen; doch hegte man die Hoffnung, daß die Männer, die Gefahr wahrnehmend, noch rechtzeitig die gefährliche Stelle verlassen und sich gerettet haben mochten. Als sie jedoch abends nicht nach Hause kamen und das Wetter immer stürmischer wurde, da ging es wie ein Lauffeuer durch das Dorf: die Heuzieher sind in der Lahn geblieben!

Gleich am kommenden Morgen machte sich eine Schar mutiger Männer auf den Weg, um die Verunglückten aufzusuchen. Ihnen folgten Tags darauf vierzig Männer mit Stangen und Schaufeln bewaffnet; doch waren alle ihre Nachforschungen erfolglos, sie mußten unverrichteter Dinge zurückkehren und es der Sonne überlassen, die Verunglückten ans Tageslicht zu fördern.

Erst im Hochsommer, nachdem die Alpen schon lange wieder bezogen waren und die Rinder an den blumenreichen Matten am Jaukenboden weideten, wurden die Leichen der verunglückten Heuzieher von Hirten aufgefunden. Schwärme von Fliegen am feinkörnigen Lawinenschnee, der, den Strahlen der Junisonne trotzend, sich in den Schluchten des Jaukenbodens mit großer Zähigkeit festhielt, führten auf die Spur.

Die beiden Leichen wurden auf Schlittchen festgebunden und ins Tal hinabgezogen.

Ein langer Leichenzug bewegte sich am 3. Juli durch

den Heugraben gegen das einsame Pfarrdorf hin, und während das Abendrot auf den Bergen verglomm, wurden zwei brave Männer als Opfer ihres beschwerlichen Berufes in ein gemeinsames Grab gesenkt. Der eine dieser Männer hinterließ eine zahlreiche Familie. Die Sterbematrikeln der Pfarre Grafendorf geben von den Verunglückten Kunde.

Der aus dem Schneegrabe Erstandene erzählte gern, wenn man ihn aufforderte, von seiner wunderbaren Rettung im Schneesturm auf der Jauken.

Märchen aus Kärnten.

Dem Volksmunde nacherzählt.

Schönhannchen mit dem goldenen Haar.

In einer großen Stadt wohnte eine Schneiderstochter von bezaubernder Schönheit. Ihres dichten blonden Haares wegen hieß sie allgemein: Schönhannchen mit dem goldenen Haar. Als ihre Eltern gestorben waren, blieb ihr nichts übrig, als zur Nadel zu greifen und das Geschäft ihres Vaters fortzuführen; sie war flink und tätig und der Ruf ihrer Geschicklichkeit und Schönheit drang bis zu den Ohren eines mächtigen Königs, der eben Witwer war und mit Heiratsgedanken umging. Sein Kanzler, wegen seiner Leutseligkeit Allbeliebt genannt, erhielt von ihm den Auftrag, sich alsogleich auf den Weg zu machen, das Mädchen aufzusuchen und es herzubringen, sonst könne er sich darauf gefaßt machen, seines Amtes verlustig zu werden. Der Kanzler war bald reisefertig und ritt fort.

Über eine Weile kam er zu einem dichten Gebüsch. Da lauerten einige Jäger; nicht weit davon erblickte er im Gezweige einen großen Raben, der ganz sorglos sein dunkles Gefieder putzte. „Flieh fort, flieh fort", rief er dem Raben zu, „die Jäger sind hinter dir." Der Rabe warf ihm einen dankenden Blick zu, breitete seine Fittiche aus und flog davon.

Darauf kam er zu einem großen See. Aus den Wellen tauchte ein Fischlein auf; als ob es sich sonnen wollte, schwamm es dem Ufer zu; aber im Ufersande ringelte sich eine Schlange. Der Kanzler sprang vom Pferde, zog sein Schwert und hieb die Schlange mitten entzwei. — Da sprach das Fischlein im See: „Schön Dank, Allbeliebt, das wird dir nicht unvergolten bleiben."

Endlich erreichte er die große Stadt, und schon als er zum Tore hineinritt, fragte er nach Schönhannchen; jedes Kind wußte ihm Auskunft zu geben und so hatte er die Gesuchte gar bald gefunden; aber wie bezaubert blieb er vor ihr stehen: so ein holdes Mädchen hatte er noch nie gesehen. — Er entledigte sich seines Auftrages und Schönhannchen sagte: Es freue sie, daß ein so mächtiger König ihrer gedenke; aber mitgehen könne sie nicht; sie habe das Erbteil von ihrer Mutter, einen goldenen Ring, am Ufer des Sees verloren, und bis sie den nicht wieder bekomme, könne sie nicht fort.

Was wollte der gute Kanzler machen? Betrübt ging er wieder weiter, und wie er, nachdenkend, was er beginnen sollte, ans Ufer des Sees kam, hörte er seinen Namen rufen. Er sah sich nach allen Seiten um, konnte aber niemanden sehen. Da rief es nochmals: „Allbeliebt! da nimm den Ring, den Ring, den ich zwischen den Zähnen halte, es ist Hannchens Ring!" Da bemerkte er das Fischlein im See, das einen glänzenden Ring zwischen den Zähnen hatte. Er nahm den Ring und eilte zu Schönhannchen zurück.

Man kann sich denken, welche Freude Schönhannchen hatte, den Ring wieder zu sehen! Schnell steckte ihn die Maid ans zarte Fingerlein; aber mitgehen — sagte sie — könne sie doch nicht.

Da stand der Kanzler ganz verblüfft da — schon wollte er ans Schwert greifen, aber sein Zorn legte sich bald, wie die Schneiderstochter ihn freundlich ansah. Er möge seinen Mut an dem Riesen versuchen, der vor der Stadt hause, sagte sie, er heiße Golinfroh, habe drei Augen, und wer ihm das mittlere aussteche, mache ihn ganz kraftlos und schwach wie ein Kind. Wenn der Kanzler diesen Riesen erlege, der die Stadt so belästigt und jeden Tag ein Kalb und zwei Kinder verschlang, sei sie bereit, ihm zu folgen.

Der gute Kanzler zog nun, mit seinem Schwert bewaffnet, vor die Stadt hinaus. Schon von ferne erblickte er den gewaltigen Riesen und als er in seine Nähe kam, rief ihm dieser entgegen: „Du Milchmaul, du bist mir gerade zum Frühstück recht.“ Da schoß der große Rabe mit Allgewalt auf das Haupt des Riesen nieder, daß er zu Boden stürzte, und hackte ihm das mittlere Auge aus. Diese Gelegenheit benutzte der Kanzler und hieb dem Riesen das Haupt ab.

Mit dem Kopfe des Riesen in der Hand ritt er in die Stadt zurück, und als die Leute dies sahen, waren alle hocherfreut und lobten und priesen den Helden, weil er sie von dieser großen Plage befreit hatte.

Aber Schönhannchen blieb noch immer spröde. „Nur eines noch,“ sagte sie mit großer Freundlichkeit: „nimm dies Gläschen und hole mir vom Wasser der Schönheit, du wirst die Quelle im Walde bald finden, sie ist von zwei Drachen bewacht.“

Wohl ging der Kanzler in den Wald hinaus, wohl fand er die Quelle, aber die Drachen blickten ihn so grimmig an, daß er sich nicht in die Nähe wagte. Da rief eine Stimme:

„Gib mir, gib mir", und wie er aufschaute, sah er den Raben über seinem Haupte schwebend. Der nahm ihm mit dem Schnabel das Gläschen aus der Hand und flog zur Quelle hin. Bald war er wieder mit dem vollen Gläschen da.

Der Kanzler bedankte sich und eilte zu Schönhannchen zurück. Nun war das Mädchen bereit, mit ihm zu gehen, setzte sich hinter ihm aufs Pferd und so ging's lustig weiter.

Im nächsten Walde hörten sie ein Jammern und Schreien und wußten nicht, was das bedeutete. Bald jedoch sahen sie den König und neben ihm, in ihrem Blute schwimmend, seine Tochter. Sie waren dem Kanzler, da er zu lange ausblieb, entgegengeritten, wurden von Räubern überfallen und gar arg zugerichtet. Der Königstochter stachen sie noch dazu beide Augen aus.

Der König war über diesen Unfall ganz trostlos. Und wie alle bemüht waren, die Prinzessin zu laben, da kam ein Hase dahergesprungen und rannte von einem Baum zum andern; man sah es im gleich an, daß er blind war; aber im nahen Gebüsche sprudelte eine Quelle, in diese stürzte sich der Hase und kam sehend heraus und lief kerzengerade davon.

Der Kanzler, der dies bemerkte, nahm die Prinzessin, trug sie zur Quelle hin und tauchte ihr Haupt ins Wasser. „Ach, welche herrlichen Edelsteine", sagte sie, und wie sie aufstand, war sie wieder gesund und sah besser als früher.

Aus Dankbarkeit dafür versprach der König dem Kanzler seine Tochter zur Frau zu geben; aber dem guten Kanzler gefiel Schönhannchen viel besser.

So kamen sie endlich wieder zurück in den königlichen Palast; da wurde gleich Hochzeit gehalten; was gut und teuer, wurde aufgetragen; viele Gäste waren geladen und

alle lustig und guter Dinge; aber der Kanzler ließ den Kopf hängen.

Die Schneiderstochter fand sich, als des Königs Gemahlin, gar bald in ihren neuen Stand. Sie wusch sich fleißig mit dem Wasser der Schönheit und wurde von Tag zu Tag schöner; aber der König wurde gewaltig von der Eifersucht geplagt; er betrachtete mit argwöhnischen Augen die Blicke des Kanzlers und ließ ihn zuletzt ergreifen und ins Gefängnis werfen.

Da wurde Schönhannchen recht traurig. Kein Essen, kein Trinken wollte ihr schmecken. Der König schöpfte Argwohn und belauschte seine Gemahlin einmal in ihrer Kammer; da sah er, wie sie sich kämmte und wusch. Rasch ging er auf sie zu und fragte, was sie da mache; und Schönhannchen voll List und Schlauheit erzählte ihm vom Wasser der Schönheit und wie er damit leicht sich verjüngen könnte. Dem König war nichts erwünschter als das; er nahm ein Gläschen mit Wasser und wusch sich — — aber da wurde er immer bleicher und bleicher — sein Auge immer starrer — und als die Leute herbeikamen, fanden sie ihn leblos auf dem Boden.

Schönhannchen hatte die Augen voll Wasser, man weiß nicht, ob vor Trauer oder vor Freude. Denn als der König mit großem Pomp zur Erde bestattet war, befreite sie den Kanzler aus seinem Gefängnisse, ließ ihn zum König ausrufen und hielt mit ihm eine glänzende Hochzeit.

Die Königstochter aber ging vor Kummer und Gram in ein Kloster.

Die Rotkäppchen.

Auf einem einsamen Bauernhofe hauste ein Höfler mit seiner Tochter Jeanette; er war zu arm, um sich einen Knecht zu halten, und hatte darum vollauf zu tun. Einmal, als er mit der Arbeit recht ins Gedränge kam, rief er voll Unwillen: „Da möcht' einem schon der Teufel zuhilf kommen!" — und kaum hatte er das Wort ausgelassen, stand schon ein kleines Männchen vor ihm und bot ihm seine Hilfe an. Der Höfler war etwas verstimmt und dachte sich: Du holst mich. — Aber das Männchen sagte, als ob es seine Gedanken erraten hätte: „Nicht doch, gib mir nur Arbeit genug." — An der mangelt es bei mir nicht, dachte der Höfler und nahm das Männchen in Dienst.

Er hätte sich keinen fleißigeren Knecht wünschen können. Die Arbeit ging ihm so flink von der Hand, daß der gute Höfler fast gar nichts zu tun hatte; aber als im Herbst alles eingeheimst war, ging die Arbeit zu Ende. — Entweder trifft's mich oder die Tochter, dachte der Höfler und es ging ihm heiß auf bei diesen Gedanken. Ganz niedergeschlagen ging er in der Kemenate auf und nieder: was soll ich ihm für eine Arbeit geben? Der Winter ist vor der Tür. — Bei der Nacht, wie er so dalag, ging ihm ein Licht auf. — Ich hab's, rief er, und sprang mit den Füßen aus seinem Moos-lager. Noch ehe der Morgen graute, begab er sich in den Hof, nahm zwei Säcke Weizen und leerte sie auf dem Boden aus. Und als nun der Knecht kam und um Arbeit fragte, befahl er ihm, eine Heugabel zu nehmen und den Weizen auf den Boden hinaufzuwerfen.

Der Knecht hatte den ganzen lieben Tag vollauf zu tun;

er warf und warf, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, aber als der Abend kam, war er noch am Anfang der Arbeit. Voll Zorn warf er die Heugabel in eine Ecke. — „Der Bauer hat mich überlistet, aber ich werde ihm schon einen andern Streich spielen", rief er voll Gift und Galle, ließ alles liegen und stehen und machte sich auf und davon.

Im Dorfe war ein Schneiderlein, das hieß das vortreffliche Schneiderlein. Zu dem ging der Knecht hin und sagte, er solle ihm die Jeanette verhelfen, und wenn er das nicht zuwege bringe, so werde es ihm schlecht gehen; falls es ihm aber gelinge, solle er reichlich belohnt werden.

Der Schneider geht, wirbt um Jeanette. — Ja, sagte der Bauer, wenn er das Brautkleid in einem Tag fertig mache, so willige er ein. — Da rieb sich das Schneiderlein vergnügt die Hände und sah den Handel schon für gewonnen an, und das nicht ohne guten Grund: er war ja im Besitz eines geheimnisvollen Kästchens, in das man die zugeschnittenen Zeugstücke bloß hineinlegen durfte, und nach ein paar Minuten war das Kleid fertig.

Über Hals und Kopf eilte der gute Schneider am nächsten Morgen zum Höfler, und wie er da seine Siebensachen auskramte, fehlte ihm das Kästchen. — „Ach Gott! mein Nähzeug hab ich in der Eile zu Hause gelassen oder gar verloren." Er wollte gleich auf und fort; aber Jeanette sagte, er habe ja keine Zeit zu verlieren; während er zuschneide, sei sie mit dem Nähzeug wieder da. — Ist wahr, meinte der Schneider und gab ihr den Schlüssel zu seiner Stube; an der Bank werde ein Kästchen liegen; das solle sie bringen, aber sie dürfe ja nicht hineinsehen, sonst könne sie unglücklich werden.

Mit diesem Auftrage huschte Jeanette flugs zur Tür hinaus, ging ins Dorf und fand an der Bank in der Schneiderstube richtig das Kästchen. Sie nimmt es unter den Arm und eilt fort; aber wie sie so über die Wiese hinschreitet, da fängt sich das Kästchen zu bewegen an, immer mehr und mehr, daß sie es kaum mehr erhalten kann. Was hüpft und springt da drinnen, dachte sie, zieht den Schlüssel ab und guckt durch das Schlüsselloch hinein; da sieht sie etwas Rotes, ihre Neugierde war groß; als sie schon die Lust anwandelte, das Kästchen zu öffnen, da drehte sie sich herum und sagte: Nein, nie, aufmachen darf ich nicht, sonst werde ich unglücklich, und ging weiter.

Doch im Kästchen wurde es immer unruhiger und ihre Neugierde wurde immer größer. — Ei was, dachte sie, was kann das für ein Unglück sein, wenn ich da hineinblicke! — Sie drehte den Schlüssel und hob vorsichtig den Deckel auf. Husch, husch, sprangen fünf blutrote Männlein heraus, daß sie vor Schrecken bald auf den Boden gesessen wäre; sie hatten rote Käppchen auf, hüpften auf der Wiese herum und riefen: „Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!“

Jeanette war in keiner geringen Verlegenheit; doch besann sie sich bald. „Nun also,“ sprach sie, „wenn ihr arbeiten wollt, so rauft's mir das Gras da auf einen Haufen zusammen.“

Das war bald geschehen, einer war schneller als der andere, und als sie fertig waren, da hüpften sie wieder um sie herum und riefen: „Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!“

„Nun, was soll ich euch geben?“

„Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit“, schrien die Männchen.

„Nun, so geht's und legt mir alle Steine auf der Wiese auf einen Haufen zusammen.“

Da sprangen die Männchen, eines schneller als das andere, und trugen die Steine auf einen Haufen zusammen, und als sie fertig waren, hüpften sie wieder um sie herum und riefen um Arbeit.

Jeanette war schon in Ängsten, daß sie heute gar nicht mehr nach Hause kommen werde, wenn es noch eine Weile so fortging, und sie überlegte hin und her, wie sie die Männchen einfangen könne; diese aber schrien ohne Aufhören: „Arbeit, Arbeit, schöne Meisterin!"

„Nun ja, was soll ich euch geben?"

„Arbeit, schöne Meisterin, Arbeit!"

„Gut, so springt auf den Zaun hinauf", und als sie oben waren, öffnete sie das Kästchen und sprach: „Jetzt springt alle ins Kästchen herab." In einem Satz waren sie im Kästchen, sie klappte den Deckel schnell zu und lief damit, so schnell sie konnte, nach Hause.

„Wo geht sie denn so lang um?" herrschte sie der Schneider an, riß ihr das Kästchen aus den Händen, öffnete es und die fünf Männchen sprangen heraus und streckten ihm ihre Händchen entgegen. — „Mai! was ist euch begegnet, eure Händchen sind ja ganz beschmutzt." Jeanette entschuldigte sich, daß ihr das Kästchen auf die Erde fiel, weiter wisse sie nichts. Und als die Männchen das Brautkleid in die Arbeit nahmen, da waren ihre Fingerchen ganz steif — sie nähten und nähten viel; aber das Kleid ist nicht fertig geworden.

Voll Verdruß und Ärger packte das vortreffliche Schneiderlein seinen Kram zusammen und ist auf und davon; es ging, soweit es nur gehen konnte. Müde und matt kam der Arme in ein Wirtshaus, und um die Galle hinabzuschwemmen,

sprach er dem Weine so tapfer zu, daß er bald den Verstand verlor.

Das Männchen aber hatte das Schneiderlein bald eingeholt und war mit ihm spurlos verschwunden.

Die zwei buckligen Musikanten.

In einem Dorfe waren zwei Musikanten, die recht lustig aufspielen konnten; nur von der Natur waren sie etwas stiefmütterlich bedacht; denn jeder hatte einen bedeutenden Höcker. Einer wußte sich durch sein freundliches Benehmen bei den Leuten beliebt zu machen und auch die Krämerstochter sah ihn nicht ungern, wenn er nur den vorgedachten Höcker nicht gehabt hätte; der Krämer selber war ihm gewogen, aber von einem buckligen Eidam wollte er durchaus nichts wissen.

Als der gute Musikus einstmals spät in der Nacht von einer Hochzeit über einen Berg nach Hause ging, kam er auf eine Wiese. Der Mond leuchtete hell; da sah er unter einer Linde eine Menge kleiner Männchen, die um den Baum herumtanzten; sie machten die sonderbarsten Sprünge und fingen zuletzt noch zu singen an; aber diese kleinen Leute hatten feine dünne Stimmen, es fehlte der Baß. Obschon der Musikus etwas furchtsam war, trat er gleichwohl näher hinzu und ließ seine Stimme kräftig erschallen; denn singen konnte er wie eine Grasmücke. Das schien den Männchen zu gefallen und sie sangen nun mit noch größerem Eifer, ohne sich jedoch um den im Gebüsche verborgenen Bassisten zu kümmern; aber als sie mit ihrem Gesange zu Ende waren, gingen sie auf ihn zu, schlossen um ihn einen Kreis, tanzten um ihn

wie toll herum und fragten, was er für den geleisteten Dienst begehre? — „Mein Gott," rief der kaum zu Atem kommende Musikus — „nichts als: meinen Buckel möchte ich los werden." — „Das kann gleich geschehen", riefen die Männchen, und zwei davon sprangen ihm auf den Rücken, hoben den Höcker herab und warfen ihn in das Gebüsch. So schlank wie eine Tanne stand der Musikus da; er bedankte sich und eilte nach Hause.

Als ihn der Krämer kommenden Morgens sah, schlug er die Hände vor Verwunderung zusammen und sein Töchterlein blinzelte verstohlen durch die Fensterläden und wußte nicht, ob es seinen Augen trauen sollte.

Am Platze des Dorfes begegnete ihm sein Kamerad. Der hatte die Baßgeige auf dem Rücken und ging eben zu einer Musik über Land. „Wie schaust du denn aus?" rief dieser, und die Baßgeige wäre ihm bald vom Höcker gefallen — „wie hast du's denn angefangen, daß du auf einmal so schlank bist?" Und der Musikus erzählte ihm von der Bergwiese und den Männchen und wie er mitgesungen und wie sie ihm aus Dankbarkeit den Buckel abgenommen. Da war des andern Entschluß schnell gefaßt; gleich an demselben Abend, als er von der Musik heim ging, schlug er den Weg über die Bergwiese ein. — Es war eine mondhelle Nacht und die Männchen tanzten wieder um die Linde und sangen mit ihren feinen dünnen Stimmchen; da fiel der Musikant mit seiner tiefen Stimme ein; schnell sprangen die Männchen auf ihn zu, umringten ihn und fragten, was sein Begehr sei? „Ach, mein Buckel —" aber die Männchen ließen ihn nicht ausreden, kicherten, was sie aus dem Hals brachten, und tanzten wie besessen um ihn herum. Zwei davon huschten

ins Gebüsch, brachten den Höcker seines Kameraden und hefteten ihn auf seinen Rücken.

So mußte er statt mit einem mit zwei Höckern nach Hause wandern und das Gekicher der Männchen hallte ihm noch aus der Ferne nach. Und wie lachten die Leute, als sie ihn mit seinen Höckern durchs Dorf gehen sahen! Sein Kamerad aber hing die Geige auf den Nagel, heiratete die Tochter des Krämers und war ein gemachter Mann.

Die Wurzelklauber.

Ein armer Wurzelklauber[1]) hatte ein sehr böses Weib, das fluchte und schalt den ganzen Tag und machte ihm das Leben recht sauer: kein Wunder, daß ihm zuzeiten der Gedanke kam: ach, wenn ich von diesem Kunter[2]) nur loswerden könnte!

Einmal ging er in den Wald, um Wurzeln zu suchen. Er stieg den Berg auf und nieder, daß ihm der Schweiß von der Stirn rann, und als er endlich den Sack voll hatte, warf er ihn über den Rücken, nahm seinen Knotenstock zur Hand und schickte sich nach glücklich vollbrachtem Tagewerk zur Heimreise an. — Siehe! da kam ihm eine aschgraue Schlange entgegen, die den Kopf kerzengerade in die Höhe trug; sie schlich ganz leise durch Moos und Gebüsch und kam ihm immer näher und näher. Er fürchtete sich wenig vor derlei Getier, das ihm auf seinen Berggängen nicht selten begegnete, blieb stehen und erhob mit dem Ausrufe: „Schau,

[1]) Wurzelgräber.

[2]) Bösartiges Wesen.

schau, den Balg könnte ich brauchen!" seinen gewaltigen Knotenstock. — „Halt ein!" rief die Schlange mit feiner Mädchenstimme, „schone mein Leben." — Das ist mir in meinem Leben nie vorgekommen, dachte der Kräutersammler voll Verwunderung darüber, daß eine Schlange sprechen konnte, und fragte recht kleinlaut, da er sich doch etwas zu fürchten anfing: „Wer bist du?" — „Ich war Mensch wie du," sagte die Schlange; „mein Vater, jähzornig wie er war, sah mich im See dort baden; da stieß er einen entsetzlichen Fluch aus und warf mir die Goldkette, die ich noch an mir trage, um den Hals und gleich war ich eine Schlange. Nimm mich mit, löse mir die Kette ab, ich kann dir in manchem behilflich sein."

Der Wurzelsammler faßte nun ganz sachte die Schlange und trug sie mit nach Hause, legte sie auf den Tisch, löste ihr die Kette ab, brachte sie in ein großes Stockglas und deckte es zu. Da machte es einen furchtbaren Kracher, das Glas zersprang in tausend Scherben, und statt der Schlange stand ein wunderschönes Mädchen vor ihm auf dem Tisch.

Es brauchte eine geraume Zeit, bis er sich von seinem Schrecken erholte; wie er aber mit dem Mädchen zu sprechen anfing und es ihm sagte, daß er zum See hinaufgehen solle, dort werde er ein Schmuckkästchen finden, da lauschte sein böses Weib an der Tür; und kaum daß die schöne Maid durchs Fenster hinaushuschte, riß es die Stubentür auf und lästerte den treulosen Mann.

Als seine Xantippe ausgetobt hatte, erzählte er ihr von der Schlange und der Goldkette, die er noch in der Hand hielt; aber sie wollte es nicht glauben und schüttete eine neue Flut von Lästerungen über seine Untreue aus.

Da sagte er: „Willst du's an dir erproben?" — „Ja, versuch es nur, wenn du kannst", und er warf ihr die Goldkette um den Hals — augenblicklich war sie eine Schlange. Er hob sie auf, legte sie in ein Glas und schloß es fest zu.

Da lag sie nun, seine zänkische Alte, im engen Glasgefängnis und krümmte sich vor Wut. — „Laß mich los, laß mich los!" kreischte sie. — „Ja, wenn du anders wirst." — Doch das wollte sie nicht versprechen, sie zischte, teufelte und tobte, daß das Glas zersprang und sie tot zur Erde fiel.

Der geplagte Mann war nun von seinem bösen Weib erlöst. Eilends ging er hinaus an das Ufer des Sees, wo er das Kästchen mit den herrlichsten Schmucksachen fand. Wer war nun froher als der gute Wurzelsammler; was ihn unglücklich machte, hatte er verloren, und was ihn glücklich machte, gefunden: einen ungeheuren Reichtum und noch etwas, was das Beste war: eine junge Braut; denn bald hüpfte die schöne Maid daher, reichte ihm die Hand und führte ihn in das stolze Schloß am See, wo es ein prachtvolles Hochzeitsfest gab.

Das Kandale.

In einem abgelegenen Schlosse lebte eine Gräfin, die war Witwe, und als sie ein wunderschönes Knäblein zur Welt brachte, legte sie es in ein Körbchen und eine Rolle Geld dazu hinein und warf es in den Mühlbach. So schwamm das Knäblein den Bach hinab bis zu einer Mühle, wo eben der Müller beschäftigt war; der fing das Körbchen auf. —

Ei, dachte er sich, was da etwa wohl drinnen sein mag? — Wie er den Deckel öffnete, sah er mit Erstaunen ein Knäblein, das schöne goldene Haare hatte. Er erbarmte sich des armen Geschöpfes, trug's in die Stube und sagte zu seinem Weibe: „Siehe da, was ich heute gefangen habe. Wir sind zwar selber arm und haben Kinder genug; aber was wollen wir machen? Wir werden es schon behalten und aufziehen müssen. Nicht wahr, Alte, du bist damit einverstanden?"

Die Alte, die das schöne Knäblein voll Verwunderung betrachtete, hatte nichts dagegen einzuwenden, und so wurde es von diesen guten Leuten auferzogen und gehalten wie die eigenen Kinder im Hause.

Das Knäblein wuchs heran, wurde von Tag zu Tag schöner, und damit es was Tüchtiges lernen möge, schickten sie es in die Schule; aber der Weg war weit und führte gerade beim Schloß der Gräfin vorbei.

Einmal, als der Knabe von der Schule nach Hause wanderte, stand die Gräfin beim Fenster, und wie sie den Knaben erkannte, ging ihr ein Stich durch das Herz. Sie hatte nun nichts Eiligeres zu tun, als den Aufenthaltsort des Knaben ausforschen zu lassen. Ihr denkt vielleicht, um ihn zu sich zu nehmen? O nein! Sie wollte von ihm nichts mehr sehen und hören. Wie sie erfuhr, daß er in der Mühle sich aufhielt, sandte sie augenblicklich einen Boten zum Müller und ließ ihm sagen, daß er den Knaben entfernen sollte, sonst komme er um die Mühle.

Ach, da war großer Jammer im Hause; die guten Leutchen hatten sich an den schmucken Jungen schon so gewöhnt, daß sie sich von ihm nicht trennen konnten. Erst als eine abermalige Nachricht kam, sagten sie zum Knaben: „Es bleibt

nichts übrig, du wirst von uns scheiden müssen, so schwer es uns antut, dich fortzuschicken. Einmal muß es halt doch sein." Der Knabe wischte sich eine Träne von der Wange, nahm Abschied von seinen Zieheltern, setzte seine „muzate Haub'n"[1]) auf und machte sich auf den Weg.

Da kam er zuerst zu einem Bauer, der nahm ihn auf und versprach ihm, für ein Jahr Dienstzeit einen Kreuzer zu geben. Der Knabe war damit zufrieden, und als drei Jahre um waren, fragte ihn der Bauer, ob er noch länger bleiben wolle; und weil dieser sagte, daß er sein Glück noch weiter wo probieren wolle, zahlte der Bauer ihm den Lohn aus und gab ihm drei Kreuzer. Mit diesem Gewinn in der Tasche zog der Knabe fröhlich von dannen.

Da begegnete ihm ein alter Mann, der sprach ihn freundlich an und bat ihn, ihm einen Kreuzer zu schenken, er wolle ihm dafür eine Rute geben, die er gut brauchen werde. Der gutmütige Knabe besann sich nicht lange, griff in die Tasche und gab einen Kreuzer; er nahm die Gerte und wollte weiter ziehen, aber der alte Mann hielt ihn zurück und zog eine zweite hervor. — „Gib mir noch einen Kreuzer," sagte er, „ich gebe dir die Rute dafür, du wirst sie gut brauchen können." — Mir bleibt noch immer genug, dachte sich der Knabe, schenkte ihm den zweiten Kreuzer und nahm die Rute dafür in Empfang. Als sie noch ein wenig beisammen standen, verlangte der alte Mann von ihm noch den letzten Kreuzer und bietet ihm abermals eine Gerte dafür. „Nimm sie nur," sagte er, „du wirst sie sehr notwendig brauchen." — „So bleibt mir ja nichts von meinem Verdienst," seufzte der

[1]) pelzverbrämte Kopfbedeckung.

Knabe; doch den Worten des Mannes vertrauend, zog er seinen letzten Kreuzer aus der Tasche, nahm die Gerte und ging seines Weges.

Wie er eine Zeit fortwandert, kommt er zu einem hohen Schloß; da steht die Köchin gerade vor der Pforte. „Braucht's kan' Schofer?" redete sie der Knabe an. — „Wohl," sagte diese, „aber du wirst hier nicht lange aushalten können." — „Warum nit," versetzte der Knabe, „gibt's bei enk vielleicht nit g'nug z'essen?" — „Das nicht, aber sonst hat's einen Haken." — „Wenn ich nur z'essen hab', will ich schon bleiben", sagte der Knabe. Das meldet die Köchin dem Schloßherrn und der Knabe wird von ihm ohne Anstand zum Schafhirten aufgenommen.

Schon kommenden Morgens zieht er mit der Herde voll Lust hinaus auf die Halt (Weide). Die Gerten, die ihm der Alte gegeben, kamen ihm nun gut zu statten; aber wie der Knabe auf die Weide hinauskam, war weitum nichts zu sehen, als eine öde Heide und wildes Gestrüppe. — Da werden meine Schafe wenig zu beißen haben, dachte er sich und trieb sie immer weiter und weiter. Schon war er über die Grenze der Weide hinausgekommen, als er in der Ferne ein mit Gras dicht bewachsenes Plätzchen erblickte; dort wollte er sich mit seiner Herde niederlassen. Aber wie er hin kam, sprang ein Drache auf ihn zu, sperrte seinen Rachen auf und rief: „Hier ist nicht deine Weide." Der Knabe erschrak, besann sich jedoch schnell und schlug mit seiner Gerte aus Leibeskräften auf den Drachen los; mit dem ersten Streiche schon fiel dieser zu Boden und war maustot; der Knabe ließ die Herde im hohen Grase lustig weiden, und als der Abend kam, trieb er sie fröhlich nach Hause. Unterwegs pflückte er sich

bei einer Hecke eine Rose ab und steckte sie an seine zottige Pelzhaube, die den sonst lieblichen Knaben ganz verstellte, so daß man ihn allgemein das Raudale hieß; aber die Tochter des Grafen hatte einmal sein goldenes Haar bemerkt und war ihm von Herzen gewogen, und wie er dem Schloß mit der Herde sich näherte, ging sie ihm entgegen und bat ihn, er möge ihr die schöne Blume geben, die er an der Haube hatte. — „Ach, von an' Schoferlan[1]) an' Buschen fodern, — hast ja selber schönere im Garten", sprach der Knabe; aber weil sie vom Bitten nicht nachließ, zog er die Rose von seiner Mütze und gab sie ihr.

Und wie er am nächsten Tag auf die Weide trieb und zur nämlichen grasreichen Stelle kam, fuhr ihn ein zweiter Drache an; aber der Hirte zieht die zweite Rute vom Leder und versetzt dem Ungeheuer einen tüchtigen Schlag, daß es augenblicklich tot zu Boden stürzt. Nun konnte die Herde nach Herzenslust weiden. Am Heimwege abends pflückte er sich abermals eine Rose und wieder kam ihm das Mädchen entgegen und bat ihn darum. Als er die Herde in den Schloßhof trieb, blickte der Graf wohlgefällig auf die auffallend gut genährten Tiere herab, und war mit dem neuen Schafhirten recht zufrieden.

Das nämliche erlebte der Knabe am folgenden Tage; er erschlug den dritten Drachen und kehrte mit einer Rose an der Mütze wieder heim. Und abermals kam ihm das Mädchen entgegen und wich nicht von der Stelle, bis er ihr die Blume gab.

Wie der gute Hirtenknabe einmal auf der Weide im

---

[1]) Schafhirten.

hohen Grase lag, sah er nicht ferne vor sich eine Tür; da war er neugierig zu wissen, was dahinter steckte; er geht hin, guckt hinein und wäre bald vor Freuden aufgesprungen, denn so einen schönen Stall und so schöne Pferde hat er selbst im gräflichen Schloß nicht gesehen. — „Komm nur herein," sprach eines der Pferde, „und sieh dich da ein wenig um." Neben den drei Pferden, die im Stalle waren, lagen drei prächtige Sättel und drei herrliche Kleider; eines war von Gold, das andere von Silber, das dritte von einem gewöhnlichen Stoffe, und dabei lag ein rostiger Säbel: „Morgen nimmst mich", sprach eines der Pferde; — „und übermorgen mich," sprach das andere; — „und dann mich," sprach das dritte, „es wird dir von Nutzen sein." Der Knabe nahm sich diese sonderbaren Reden zu Sinn, wässerte und fütterte die munteren Tiere und hatte eine rechte Freude daran.

Am andern Morgen versammelten sich viele Edle und Ritter im Schlosse des Grafen. Der hatte ein Kampfspiel ausgeschrieben, das durch drei Tage dauern sollte; wer den Preis gewann, sollte seine Tochter zur Frau bekommen. Das gute Raudale getraute sich die vornehmen Herren kaum anzusehen, wie er durch den Hof seine Schafe auf die Weide hinaustrieb.

Aber wie das Kampfspiel im besten Gange war, kommt ein fremder Ritter dahergesprengt mit einem rostigen Säbel; er streckte alle, die es mit ihm aufnahmen, in den Sand, und war so schnell, wie er gekommen, wieder verschwunden. Natürlich haben sich über diese Erscheinung alle höchlichst verwundert.

Tags darauf kam derselbe Ritter, aber im silbernen Gewande; hui, wie das glänzte! Er erlegte nacheinander seine

Gegner und sprengte so rasch davon, daß ihm niemand folgen konnte.

Am dritten Tage erschien er im goldenen Gewande und warf wieder alle zu Boden; aber dabei erhielt er einen Stich in die Ferse. Er nahm den ausgestellten Preis: einen Buschen[1]) und ein Seidentüchl, und war spurlos verschwunden; aber die Grafentochter bemerkte eine goldene Locke unter seinem Helme und dachte ans Raudale. Bei der Nacht schlich sie hinab in den Stall, wo das Schoferle schlief; da sah sie das Tüchel und den Buschen zu seinen Häupten und am Fuße den Stich.

Am andern Morgen sagte sie zum Vater: „Das Raudale wird mein Gemahl." Der schalt sie aus, wie sie wohl an einen so hergelaufenen Jungen denken mochte; sie wisse ja, daß dem Ritter, der den Preis gewann, ihre Hand gehörte und daß er sein Wort nicht zurücknahm. — „Aber der Ritter ist ja das Raudale!" rief sie freudig aus, eilte hinab in den Stall und führte den Knaben mit den Siegeszeichen in der Hand zum Vater herauf; der hatte nun freilich nichts mehr einzuwenden und die Hochzeit wurde gefeiert.

Die dürre Heide draußen fing nun an zu grünen und zu blühen; das Raudale hatte den Zauber gelöst.

---

[1]) Blumenstrauß.

Das goldene Schwalbennest.

Vor vielen Jahren lebte ein Hauptmann, dessen Frau nahe daran war, ihm einen Sprößling zu schenken; aber er konnte, da er ins Feld ziehen mußte, diesen freudigen Augenblick nicht abwarten. So nahmen sie Abschied voneinander und bald danach genas die Frau eines gesunden Knaben, den sie Josef nannte.

Als dieser nun das Jünglingsalter erreichte und der Vater noch immer nicht zurückkam, bat er die Mutter, daß sie ihm erlauben möchte, den Vater aufzusuchen. Diese hatte nichts dagegen und gab ihm nur den Auftrag, ja keinen Bartlosen zum Diener zu nehmen.

Auf der Reise gesellte sich ein Bursche zu ihm, den er sehr lieb gewann und, obschon er bartlos war, gegen den Rat seiner Mutter zum Diener annahm. Da trug es sich zu, daß Josef, von Durst geplagt, zu einem Brunnen kam, dessen Wasser sehr tief stand, so daß ihn der Diener mittels eines Strickes in die Tiefe hinablassen mußte. Als er ihn nun wieder heraufziehen sollte, da sagte der Diener: er ziehe ihn nur dann wieder herauf, wenn er ihm hoch und teuer versprochen, sich selber bei seinem Vater als Diener, ihn aber für den rechtmäßigen Sohn auszugeben, und zwar dürfe er, solange er lebe, niemandem davon etwas sagen. — Was wollte Josef machen? Sein junges Leben war ihm zu lieb, als daß er das Versprechen nicht hätte ablegen sollen, und so zog ihn der treulose Diener wieder herauf und sie wanderten weiter.

Endlich kamen sie ins Lager des Hauptmannes. Der Bartlose stellte sich als Sohn vor und wurde mit Freuden empfangen, speiste mit dem Hauptmann an einer Tafel,

während Josef als Diener die niedrigsten Dienste verrichten mußte.

So hatte er den Hauptmann auch zu rasieren. Da geschah es einmal, daß er den Hauptmann mit dem Messer ein wenig verletzte. — „Du willst meinen Vater ermorden!" schrie der Bartlose und wollte ihn augenblicklich ins Gefängnis werfen lassen, aber der Hauptmann beschwichtigte ihn und fragte Josef, warum er das getan habe. — „Ich verstehe die Sprache der Vögel," sagte dieser, „und da haben sich im Rauchfang zwei Schwalben gestritten. Ich schaute hinauf; das Männchen sagte: Ich bring' dir die goldenen Haare der Prinzessin her über das weite Meer. Das Weibchen sagte: Weil du nicht bist da gewesen, wo ich dich brauch', so brauch' ich dich jetzt auch nimmermehr."

Und wie sie in den Rauchfang hinaufschauten, da bemerkten sie ein goldenes Schwalbennest. Eiligst lief der Bartlose um eine Leiter, um in den Rauchfang hinaufzusteigen, doch der Hauptmann sagte: „Das darf nur ein Fremder tun."

Da wurde das Nest herabgenommen und alle betrachteten es voll Verwunderung, weil es aus schönen goldenen Haaren geflochten war. — „Die Prinzessin, die diese Haare hat, müsse er haben, und keine andere", meinte der Bartlose, und Josef wurde ausgesandt, selbe aufzusuchen.

Voll Gram über sein selbstverschuldetes Los, da er den Auftrag seiner Mutter nicht befolgt hatte, lehnte sich Josef über die Steinbrüstung eines Brunnens und seine Tränen vermischten sich mit dem dunklen Wasser der Zisterne. Da hörte er ein Geräusch und Gekrache und eine Stimme scholl zu ihm herauf: „Josef, was willst du?" Es war die Stimme eines verwunschenen Drachens, der hundert Jahre blind in

dem Brunnen lag und durch Josefs Tränen vom Banne erlöst wurde. Josef erzählte ihm seine Geschichte und daß er nun auszog, die Prinzessin mit den goldenen Haaren zu suchen. — „Deine Reise geht weithin über das Meer", sagte der Drache und beschrieb ihm den Weg, den er einschlagen sollte; auch müsse er dreißig einander ganz gleiche Soldaten mitnehmen, wenn er in das Reich der Prinzessin eindringen wolle.

Josef erbat sich vom Hauptmann dreißig Soldaten und machte sich auf die Reise. Unterwegs traf er zuerst auf eine Menge von Ameisen, die über die Straße zogen; er ließ haltmachen, bis sie vorüber waren. Aus Dankbarkeit dafür gab ihm der Ameisenkönig ein Federchen. „Verbrenne es," sagte er, „wenn du in Gefahr kommst." — Dann rettete er einen Riesenfisch, der auf trockenem Sand lag, und endlich einen Adler, der sich im Gestrüppe verhängt hatte, und er erhielt von diesem eine Feder, von jenem eine Schuppe mit der gleichen Weisung.

Als Josef nun in das Reich der Prinzessin mit den goldenen Haaren kam und sein Anliegen vorbrachte, hatte er drei Aufgaben zu lösen: verschiedene Getreidesorten auseinander zu klauben, dabei kamen ihm, als er das Federchen verbrannte, die Ameisen zu Hilfe; einen Ring aus dem Meere zu holen, den ihm der Riesenfisch brachte, — doch mußte dieser zuvor sein Weibchen zerreißen, in dessen Bauch der Ring verborgen war; endlich das Wasser des Lebens und des Todes zu holen, — wobei ihm der Adler behilflich war, der jedoch weithin über das Meer zu fliegen hatte. Die Prinzessin sagte jedoch zu Josef: Solange sie nicht in dem Besitz des Wassers des Lebens und des Todes sei, werde sie jeden

Morgen einen Mann von seinen Soldaten und zuletzt auch ihn köpfen lassen. — Nun wurde jeden Morgen ein Mann geköpft und jeden Morgen ging Josef hinaus an das Meer, um zu sehen, ob der Adler nicht kam; aber er kam nicht. So verflossen schon dreißig Tage, — der letzte Soldat wurde geköpft und nun war die Reihe an Josef; traurig stand er am Ufer des Meeres; da, auf einmal glänzte es in den Lüften, der Adler kam, in jeder Pratze hielt er eine Flasche. Josef war gerettet und die Prinzessin besiegt. Mit dem Wasser des Lebens bestrich sie die toten Soldaten und alle wurden lebendig.

Nun rüsteten sie sich zur Reise und glücklich kamen alle im Lager des Hauptmanns an. Wer beschreibt die Freude des Bartlosen, als er die schöne Prinzessin erblickte? Gleich wurde Hochzeit gehalten.

Während der Tafel entfernte sich der Bartlose; er schlich sich in den Stall hinab, wo Josef traurig und niedergeschlagen mit den Pferden beschäftigt war, und schlug ihm den Kopf ab. Als er zur Tafel zurückkam, erkundigte sich die Prinzessin um seinen Diener. — Er wisse nicht, wo er stecke, sagte er; aber die Prinzessin ließ ihn überall suchen.

Da ging die Tür auf und auf einer Tragbahre wurde der Leichnam Josefs hereingebracht. Alle waren starr vor Entsetzen, aber die Prinzessin nahm das Wasser des Lebens, bestrich den Toten damit und alsogleich war er wieder lebendig. Nun seines Eides entbunden, erzählte Josef dem Hauptmann und allen versammelten Gästen, wie ihn der Bartlose betrogen.

So wurde der Bartlose ergriffen und hingerichtet. Josef aber heiratete noch am selben Tage die Prinzessin mit den goldenen Haaren.

Und was ist mit den Flaschen des Lebens- und Totenwassers geschehen? Das Stubenmädchen hat sie beim Abstauben zerbrochen. —

Dieses dem Volksmunde getreu nacherzählte Märchen aus dem Glantal enthält viele eigentümliche Züge.

Wir begegnen der ältesten Gestalt desselben in dem ägyptischen Märchen von den zwei Brüdern, wo nämlich erzählt wird von einer Haarflechte, die auf den Wellen des Nilflusses herabschwamm und einen wunderlieblichen Geruch verbreitete. Da ließ man die Weisen Pharaos zusammenkommen, die alle Dinge wußten. Sie sagten dem Könige: „Diese Locke gehört zu dem Kopfschmuck einer Tochter des Sonnengottes, des Herrn der beiden himmlischen Zonen und des Wassers. Vom Wesen aller Götter ist etwas in ihr. Laß Boten in alle Länder ausgehen, um sie zu suchen. Wer jedoch ins Tal der Akazien geht, muß, um sie herbeiführen zu können, einen Haufen Kriegsvolk zur Bedeckung bei sich haben." — Und der König ließ die Boten ausgehen. Als die Tage sich vervielfältigten, kamen die Leute, welche die Erde durchzogen hatten, zurück, um dem Könige Rechenschaft zu geben; aber die, welche nach dem Tale der Akazien gezogen waren, kamen nicht zurück: Satu, der Gemahl der Pinzessin, hatte sie getötet; nur einer war übrig geblieben, um dem Könige das anzusagen. — Der König ließ alsbald einen Haufen Bogenschützen und Wagenkämpfer ausrücken, um das Weib herbeizuführen. Der Zug kam zurück und brachte die Frau des Satu. Die Schönheit der Sonnentochter setzte ganz Ägypten in Erstaunen. Der König faßte zu ihr eine brennende Liebe und erhob sie zum königlichen Rang.[1])

[1]) Zeitschrift für deutsche Mythologie. 4. 227 f.; vgl. 243 f.

Der Zug hinsichtlich des Frauenhaares findet sich auch in dem aus Indien stammenden kalmückisch-mongolischen Siddhi-Kür, wie dies F. Liebrecht nachweist.[1]) Da findet die Magd eines Königs ein Frauenhaar im Wasser, worauf dieser ein Heer ausschickt, die Schöne zu holen.

Unserem Märchen entspricht der wesentlichen Anlage nach das neugriechische vom Königssohn und dem Bartlosen, in einzelnen Zügen das jüdisch-deutsche des Maaßbuches, das tschechische,[2]) das deutsche[3]) und das serbische.[4])

Merkwürdig ist die Wanderung dieses Märchens, welches in Wolfs Zeitschrift für Mythologie für das älteste der Welt erkannt wird, von Ägypten über Indien nach dem Norden Europas, wo es sich bis auf unsere Tage, freilich in veränderter Form und hier und dort nur in Bruchstücken, erhalten hat.

Liebrecht findet in diesem Märchen-Zyklus übereinstimmende Züge mit dem eddischen Gedichte: Skirnisfört. Er schreibt: „Zuvörderst erinnert Gerda, deren leuchtende Schönheit Luft und Meer und alle Welten erfüllt, an die Schöne im neugriechischen Märchen, sowie an die Frau Satus, die Tochter des Sonnengottes, deren Schönheit ganz Ägypten in Erstaunen setzte. Wie ferner in den verschiedenen Märchen der König, zu dem der Ruf einer schönen Prinzessin gedrungen ist, diese durch einen Diener oder sonst Niedrigerstehenden herbeiholen läßt, wobei sie zuweilen aus dem Gewahrsam, in welchem sie sich befindet, befreit wird: so sendet Freir

[1]) Pfeiffers Germania, 12. 84.
[2]) Waldau, Böhmisches Märchenbuch, 13.
[3]) Bei Pröhle, Grimm, Simrok, Vernaleken.
[4]) Bei Wuk.

seinen Diener Skirnir in gleicher Absicht zu der wohlbewachten Gerda, deren Schönheit er von Hlidskialf aus erblickt hatte. Skirnir besiegt alle seiner Fahrt entgegenstehenden Hindernisse, gleich den anderen Abgesandten im Märchen, wobei ihm das von Freir geliehene Roß ebenso zu statten kommt wie manchem der letzteren das seine. Die Äpfel, welche Skirnir der Gerda bietet, finden ihr Analogon in dem Apfel bei Grimm und Jahn und schließlich erreicht Freirs treuer Diener seinen Zweck ebenso, wie dies in allen betreffenden Märchen der Fall ist. Es scheint also zwischen dem Gedicht der Edda und dem in Rede stehenden Erzählungskreise des Westens und Ostens wirklich eine mehr als äußere Verwandtschaft zu bestehen.

In unserem Märchen findet man auch verwandte Züge mit der Tristansage. Ein solcher Zug, der auch mit den ältesten Erzählungen des Ostens in Verbindung steht, bezieht sich auf das Frauenhaar, um das zwei Schwalben sich stritten; so heißt es in Eilharts „Tristan und Isolde“:

Zu hand begunden Schwalben zwuo
Sich bissen in dem sal nun
Die zu aim Fenster in flugen
Zu ainem Fenster sie in Zugen — —
Da enpfiehl in ain haar.

Die Ähnlichkeit der Tristansage mit unserem Märchen läßt sich noch weiter verfolgen. König Marke nahm das Haar, und da er von den Großen des Reiches zur Heirat gedrängt wurde, erklärte er sich: nur die Eigentümerin dieses Haares zu ehelichen. Tristan, sein Neffe, wurde ausgesandt, diese zu suchen; auch er hat, wie Josef im Märchen, viele

Hindernisse und zuletzt den falschen Truchseß, seinen Nebenbuhler, zu besiegen, bis er in den Besitz Isoldens gelangt.

Schließlich sei noch des auf das Frauenhaar sich beziehenden weitverbreiteten bekannten Aberglaubens gedacht. Wenn man die erste Schwalbe erblickt, heißt es, soll man unter dem Fuße nachsehen, ob da ein Haar liegt; findet sich eines, so hat es die Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt.

Verlagsbuchhandlung „Styria“ in Graz u. Wien.

Soeben erschienen:

Maria vom Gölk

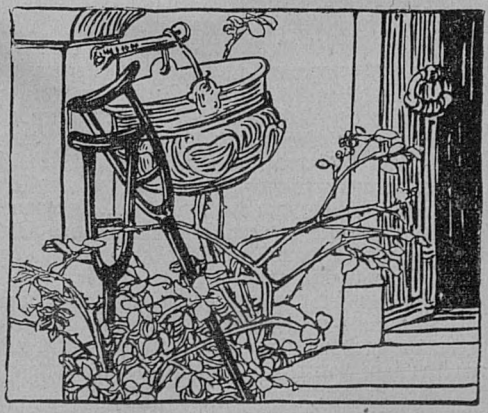
Eine Mär aus der ehernen Mark

von

Raoul Eugen Prumler.

Buchschmuck von Maria Chalupek (Wien).
Vornehm ausgestattet.

Preis elegant gebunden K 4·— = Mk. 3·40.



Verlagsbuchhandlung „Styria" in Graz u. Wien.

Neu erschienen:

Erzherzog Johann von Österreich.

Sein edles Leben und segensreiches Wirken.

Mit Benutzung des handschriftlichen und künstlerischen Nachlasses des Erzherzogs, dargestellt von

Anton Schlossar.

Mit 52 Illustrationen und 2 Faksimiles.

Gebunden K 2·40 = Mk. 2·—.

In dem bedeutungsvollen Jubeljahre der sechzigjährigen Regierung des geliebten und verehrten Kaisers Franz Josef I. von Österreich erscheint mit dem vorliegenden Bande die Schilderung des Lebens und Wirkens von dieses Monarchen Großoheim, des Erzherzogs Johann, der für die Alpenländer und zumal für die Steiermark so segensvoll tätig gewesen. Es ist dies die erste umfassende Biographie des Erzherzogs, welche, selbständig erschienen, alle Lebensmomente desselben eingehend behandelt und mit reichem, ganz besonders wertvollem, weil durchaus authentischem Bilderschmuck ausgestattet ist. Viele der Bilder nach Originalen hervorragender österreichischer Künstler, welche im Auftrage des Erzherzogs für diesen gemalt, oft Szenen aus dessen Leben selbst darstellen, sind hier zum ersten Male, andere nach den seltensten Kunstblättern reproduziert. Der bestbekannte Verfasser des Buches, seit vielen Jahren mit Studien und Arbeiten über Erzherzog Johann beschäftigt, hat schon eine Zahl von diesen Fürsten betreffenden Büchern, zumal auch wertvolle Sammlungen von Briefen desselben veröffentlicht und kann wohl der beste Kenner der Lebensgeschichte des Erzherzogs und der zu demselben in Beziehung stehenden Persönlichkeiten genannt werden. Auch hatte Dr. Schlossar Gelegenheit, neuerlich den reichen archivalischen Nachlaß des Erzherzogs und dessen bisher ungedruckte Tagebücher zu durchforschen und dadurch so manche Aufhellung über bisher Unbekanntes sowie auch neue wertvolle Einzelheiten zu bieten. Jedenfalls ist die vorliegende Lebensbeschreibung so genau und gewissenhaft wie keine zweite und wird auch im Umfange von keiner der etwa vorliegenden ähnlichen, aber längst veralteten Bücher erreicht.

+L22278303